

ICH WAR TERRORIST

4 Stories zwischen Terror und Amok

Transparente auf einer Demo:

Frei sein!

High sein!

Terror muss dabei sein!

Wir sind gegen alles!

Anarchie ist machbar, Frau Nachbar!

Seneca:

„Jede Rohheit hat ihren Ursprung in der Schwäche.“

Felix Renner:

„Ich will alles“, deklamiert der Anarchist,
„und als Dreingabe das Nichts.“



soulsaver edition

Impressum

2., überarbeitete Auflage 2007
© 2007 by soulbooks.de
Schlörstraße 2, 80634 München

Satz und Layout: Holger Meyer, Christian Schumacher
Cover und Foto: Holger Meyer

Druck und Bindung: GGP Media, Pöbneck

Dieses Buch darf nicht weiterverkauft werden!

Vorwort

„Mach keinen Terror!“ Eine Alltagsfloskel, die uns schnell von den Lippen geht. Wir Menschen terrorisieren uns gegenseitig. In den Familien, Kindergärten, Schulen und Unis tobt der Psychokrieg. Firmenbosse terrorisieren ihre Mitarbeiter mit der Kündigungskeule. Politiker terrorisieren sich gegenseitig, statt zu regieren.

Die Welt liegt im Terror. Die Politikwissenschaftlerin Louise Richardson erzählt uns von den drei R des Terrors*: Rache, Ruhm und Reaktion. Terror ist die einzige Form des Kriegs, die den Schwachen bleibt.

Der weltweite islamische Terrorismus stellt uns Westler vor ungelöste Fragen. Kaum verstehen wir, was in den Köpfen der radikalen Muslime vor sich geht. Wie blutrünstige Aliens erscheinen uns die Dschihadisten. Und sie haben Europa schon erreicht. Zuerst Madrid, dann London – bald auch München und Berlin?

„Mach keinen Terror“ – nicht nur eine Alltagsfloskel, sondern auch bald ein Appell anschlaggeplagter Deutscher an Osama bin Laden? Jede Terrornachricht drückt uns aufs Gemüt. Doch was sollen wir tun?

*Louise Richardson: Was Terroristen wollen. Die Ursachen der Gewalt und wie wir sie bekämpfen können. Aus dem Englischen von Hartmut Schickert, Campus Verlag, New York und Frankfurt a. M. 2007, 382 S.

Längst ist rigorose Sicherheitspolitik salonfähig geworden. Münchner U-Bahnen werden videoüberwacht, in Londoner Bahnhöfen spionieren die Kameras jeden Winkel aus. Terror – willkommenes Alibi autoritärer Staatskontrolle? Die Heuchelei ist jedenfalls perfekt: In Computerspielen, Filmen und Musik hat sich Waffengewalt schon etabliert. Lange bevor die erste Al-Kaida-Bombe in Deutschland hochgeht, ist der Terror schon unter uns.

Oder ist das eine Lösung: Blödeln, Feiern und Konsumieren auf einem Pulverfass bis zur Explosion? Die Spaßgesellschaft tritt die Flucht nach vorne an. Wenn man die Anlage nur laut genug aufdreht, hört man selbst Bombenexplosionen und Todesschreie nicht mehr.

Terror erschreckt uns, rüttelt aber auch auf. Denn die großen Fragen des Lebens sind für die Terroristen dieselben wie für uns. In diesem Buch liest du von drei Terroristen und einem, der es werden wollte. Wie sie im Terror keine Lösung mehr sahen – und wie sie eine Antwort auf ihre brennenden Fragen fanden.

Das Soulsaver-Team

Inhalt

Die Geschichte des nordirischen Terroristen David Hamilton

VON ROHER GEWALT ZUR LIEBE GOTTES

6

Die Geschichte des ostafrikanischen Terroristen Stephen Lungu

BEGEGNUNG MIT GOTT IM BRENNENDEN ZELT

74

Walid Shoebat

EIN LEBEN INMITTEN DES NAHST-KONFLIKTS

80

Nassim Ben Iman

WESHALB ICH KEIN TERRORIST GEWORDEN BIN

89

Die Geschichte des
nordirischen Terroristen
David Hamilton

VON ROHER GEWALT ZUR LIEBE GOTTES

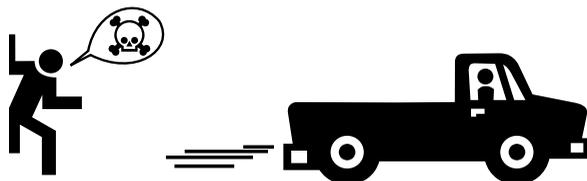
Ich war so weit, dass ich für eine Sache, die ich für gut hielt, jederzeit einen Menschen getötet hätte. Ich war jederzeit bereit, auch selbst dafür zu sterben. Ich habe dies geschworen. Drei Männer in Kampfanzügen saßen mir gegenüber, mit starrer Miene und fragenden Augen. „Bist du wirklich sicher, dass du dich darauf einlassen willst?“, fragte der mittlere. „Das ist deine letzte Chance, es dir zu überlegen. Es gibt kein Zurück mehr für dich. Wenn du einmal in unserer Terror-Organisation bist (UVF – Ulster Volunteer Force), dann für immer.“ Wie aus der Pistole geschossen sagte ich: „Ja, ich will beitreten.“

Dies geschah 1973 in einem schmutzigen Hinterzimmer einer Belfaster Kneipe. Der Raum war spärlich beleuchtet und von schwerem Bierdunst durchzogen. Die drei Terrorchefs saßen an einem Tisch; die Flagge der Provinz Ulster stand darauf. Zu guter Letzt lag noch eine Bibel dabei. Zum

6

Schwur legte ich meine Hand auf dieses fromme Buch. Ab jetzt gehörte ich zur UVF. Diese Terrorgruppe bekämpfte so konsequent wie kaum eine andere Organisation unseren Gegner, die IRA (Irish-Republichanische Armee).

Es war nicht einfach, sich der UVF anzuschließen. Man musste vorgeschlagen werden. Und wer alles dabei war, wusste niemand so genau. Ich war 17 – jedoch war ich im Kampf gegen die katholischen Feinde kein unbeschriebenes Blatt mehr. Ich gehörte schon einige Zeit zur „Rathcoole KAI“. Rathcoole ist der Stadtteil, in dem ich lebte. Und KAI bedeutete „Kill All Irishmen“. Wir hatten es geschafft, alle katholischen Feinde aus dem Stadtteil zu vertreiben. Richtig gekillt hatte ich noch keinen Iren, aber manchmal verprügelte ich sie, nur um sie daran zu erinnern, dass ich keiner von ihnen war.



In die Terrorszene bin ich langsam hineingewachsen. Anfangs klaute ich Autos für andere Terror-Aktivisten, transportierte Waffen und verschaffte uns Geld durch verschiedene Raubüberfälle. Später warf

7

ich Brandbomben auf Häuser unserer Feinde, um sie aus Rathcoole zu vertreiben. Heute leben hier etwa 17.000 Protestanten und keine katholischen Iren mehr – es sei denn, sie haben sich sehr gut getarnt. Es kam vor, dass Handwerker, die wegen eines Auftrags in die Gegend kamen, ermordet wurden, nur weil man sie für Katholiken hielt. Unsere Farben sind Rot-Weiß-Blau, die unserer Feinde Grün-Weiß-Gold.

Kindheit

Als Kind hatte ich auch katholische Freunde. Ich wusste nichts von dieser ewigen Feindschaft zwischen Protestanten und Katholiken. Bis zu dem Tag, als wir gemeinsam im Wald gespielt haben. Wir kamen an einen Fluss, und die anderen hatten miteinander ausgemacht, mich ins Wasser zu werfen. Sie packten mich und stießen mich ins Wasser. Zunächst hatte ich keinen Schimmer, was das soll. Geschockt kroch ich mühsam aus dem Wasser und fragte, warum sie das getan haben. „Weil du Protestant bist und wir alle Katholiken sind“, antworteten sie. Damals nahm ich mir in meinem Herzen vor, nie wieder einen Katholiken als Freund zu haben.

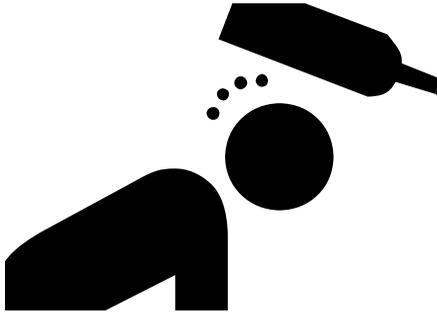
In der Schule lernte ich neben anderen Dingen auch, wie man mit Gewalt Konflikte „löst“. An unserer Schule gab es einen kräftigen Jungen, der uns immer wieder schikanierte. Er hieß Norny. Ein-

mal hatte er es auf mich abgesehen. Er sprang auf meinen Rücken und schrie: „Komm, nimm mich eine Runde mit!“ Mit dem Mut der Verzweiflung warf ich ihn mit einer geschickten Bewegung ab. Er knallte auf den Boden. Ich ergriff die Flucht, aber kurz vor dem Klassenzimmer hatte er mich erwischt. Ich war in der Falle, und er kam langsam auf mich zu. Verzweifelt schnappte ich mir den großen hölzernen Zirkel für die Tafel. „Was wirst du jetzt damit tun“, fragte Norny spöttisch. Als er mir dann zu nahe kam, stieß ich ihm den Zirkel mit Metallspitze in den Bauch. Dort blieb er auch stecken. Ich rannte in meine Klasse und nahm weiter am Unterricht teil. Norny wurde blutend ins Krankenhaus eingeliefert. Ich war der Held, und die ganze Schule redete über mich.

Mein ganzes Umfeld war voller Gewalt und Sinnlosigkeit. In diesem Negativ-Klima entwickelte ich



mich zu einem unberechenbaren Schläger. Wie so oft besuchte ich mit meiner Freundin Maxine eine Bar. Dort wurde sie von einem Typen belästigt. Er versuchte sogar, sie zu küssen. Ich baute mich vor ihm auf und fragte ihn, ob er es nicht einmal mit mir versuchen wolle. Voller Wut wollte er aufstehen. Damit hatte ich gerechnet. Blitzschnell zog ich ihm einen Bierkrug über den Schädel. Jetzt lag er vor mir in einer Lache von Blut und verschüttetem Bier. Einer seiner Kumpel mischte sich ein und ging von hinten auf mich los. Ich stolperte und knallte gegen einen Stapel Bierkisten. Als ich mich umdrehte, hatte ich schon einen abgebrochenen Flaschenhals in meiner Hand. Ich griff in seine Haare und schlug mit dem gezackten Flaschenstück nach ihm. Ich traf ihn ins Gesicht. Im nächsten Moment hatte er keine Nase mehr.

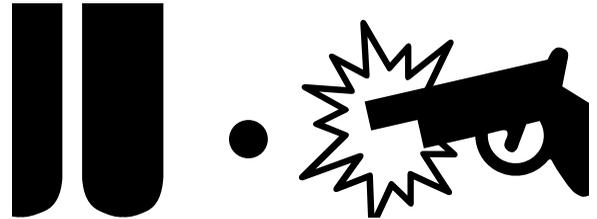


Überall war Blut. Auch meine Kleider waren mit Blut bespritzt. Einer meiner Kumpel warf mir seinen

10

Pullover zu, den ich schleunigst überzog. Gleich darauf war die Polizei im Raum. „Kannst du ihn entdecken“, fragte ein Polizist einen Mann, der zusammen mit den beiden Schwerverletzten gekommen war. Er sah sich um, und unsere Blicke trafen sich. Ich sah ihn entschlossen an, und er schüttelte den Kopf: „Nein, ich sehe ihn nicht mehr.“

Damals gehörte ich eine Zeit lang zu einer Miliz in der Shankill Road. Es gab dort häufig Zusammenstöße mit Katholiken. Meine Kampfgruppe machte Jagd auf Autodiebe und bestrafte sie, indem sie diese in ihre Kniegelenke schoss. Zwar hatte ich damals noch keine Knarre, sollte aber Schmiere stehen. Ich stand mit einem anderen Mitkämpfer an einer Straßenecke und fragte ihn leise, auf wen wir es abgesehen hätten. „Auf dich“, sagte er. Da



stand jemand anderes hinter mir und hielt seine Pistole an meinen Kopf. In einem Reflex drückte ich die Waffe beiseite und dann seinen Arm nach unten. Dreimal knallte es unerträglich laut, und in meinen Ohren war nur noch ein lautes Surren. Ich

11

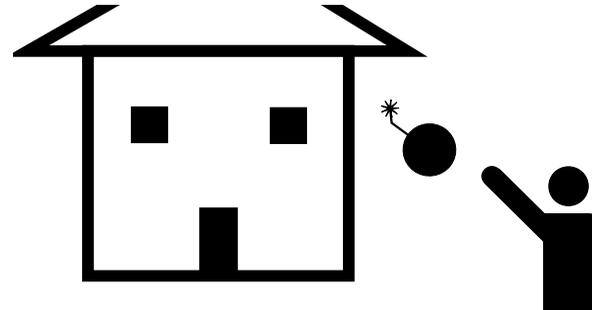
rannte weg, und da spürte ich einen brennenden Schmerz in meinem rechten Bein. Am Bein konnte ich keine Verletzung entdecken, aber als ich den Schuh auszog, sah ich, dass mein Fuß nur noch ein blutiger Klumpen war.

Ein paar Leute trugen mich über die Straße in eine Kneipe und legten mich dort auf den Billardtisch. Ein Fremder kam und untersuchte mich. „Der muss ins Krankenhaus, sonst verblutet er“, sagte er mit Nachdruck. Er brachte mich selbst hin, trug mich zur Pforte und sagte: „Der Junge ist angeschossen worden.“ Dann machte er sich aus dem Staub.

Kurz nachdem mein Fuß notdürftig versorgt worden war, kam die Polizei, um mich zu verhören. Die Beamten wollten vor allem meinen Namen wissen. Ich sagte, ich wolle ihnen meinen Namen lieber nicht nennen, damit sie nicht meine Mutter verständigten. Die würde sich nur unnötige Sorgen machen. Ein Polizist brüllte: „Hör zu, ich will deinen Namen, aber schnell.“ Ich entgegnete: „Mein Name ist Francis McFrancis.“ Als ich in den Operationsaal geschoben werden sollte, ließen sie von mir ab. Ein Arzt entfernte zwei Kugeln aus meinem Fuß. Die dritte ließ er stecken. Er meinte, es würde mehr Schaden anrichten, sie herauszuoperieren. Sie ist mir eine dauernde Erinnerung daran, dass Kugeln töten können. Seitdem habe ich an den Flughäfen immer Schwierigkeiten, wenn ich durch die Sicherheitsschleuse gehe.



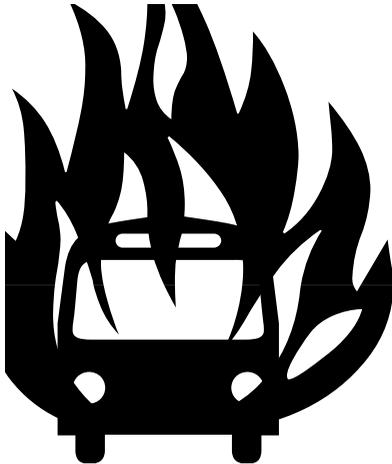
Als Mitglied der UVF bekam ich endlich eine eigene Pistole. Ich versteckte sie in meinem Zimmer unter meinem Kopfkissen. Dort fand sie meine Mutter. Sie stellte mich zur Rede. Und ich erzählte ihr eine unglaubliche Geschichte. Als mein Vater nach Hause kam, knöpfte er sich mich vor. Er verpasste mir eine schallende Ohrfeige, drückte mich an die Wand und sagte: „Wage es ja nicht mehr, eine Waffe in unser Haus zu bringen.“ Ich rief: „Wir sind im Krieg mit der IRA! Irgendjemand muss sie doch bekämpfen!“



Wenig später spielte sich in einem Gebäude, das unserer Ansicht nach als Unterschlupf einer irischen Geheimdienst-Organisation diente, Folgendes ab: Eine selbstgebastelte Bombe wollten wir dort zur Explosion bringen. Wir machten das Höllengerät scharf und stürmten aus dem Haus. Doch wir waren

blutige Anfänger. Die Bombe ging hoch, während wir noch in dem Gebäude waren. Die Druckwelle erfasste mich. Ich hatte keinen Durchblick mehr. Irgendwo am Boden liegend kam ich wieder zu mir. Meine Kleider waren in Fetzen gerissen; ich jedoch hatte keinen Kratzer abbekommen. Meinen Freund hatte es hart erwischt. Er trug schwere Brandverletzungen davon.

Wieder einmal ging ich mit meiner Freundin Maxine in Belfast spazieren. Zufällig begegnete uns eine Jugendgang. Die Jungs erzählten uns, dass sie einen Bus mit Steinen bewerfen wollten. „Warum macht ihr nicht gleich was Richtiges“, sagte ich angeberisch und wandte mich zu meiner Freundin:



14

„Bin gleich wieder da.“ Ich ging mit den Jungen zu einer nahen Bushaltestelle. Wir schnappten uns den nächsten Bus. Mit meiner Pistole brachte ich ihn in meine Gewalt. Nachdem wir alle Passagiere aussteigen ließen, fuhren wir den Bus nach Rathcoole und zündeten ihn an. Das Weitere überließ ich der Gang. Zurück bei Maxine setzten wir unseren Spaziergang fort.

Verständlicherweise sah die Polizei über solche Anschläge nicht hinweg und war hinter mir her. Aber ich ließ mich nicht kriegen. Erst einige Zeit später machte ich doch Bekanntschaft mit der Justiz. Es war ein Versehen. Ich war mit einigen Freunden in einem Einkaufszentrum unterwegs,



dabei war mir nicht bewusst, dass man die Pistole unter meiner Jacke sehen konnte. Die Umrisse haben sich deutlich abgezeichnet, und der Griff stand sogar ein Stück heraus. Ein Ladenbesitzer sah das und geriet in Panik: „Nicht schießen! Bitte nicht schießen“, bettelte er und machte damit alle Leute auf mich aufmerksam. Wir rannten weg und versteckten uns in einem Hinterhof. Eigentlich fan-

15

den wir den Zwischenfall eher lustig. Als ich aber später nach Hause kam, sah ich gerade noch einen Polizeiwagen von unserem Haus wegfahren.

Ich verschwand erst einmal und kehrte später nach Einbruch der Dunkelheit zurück. Mein Vater erwartete mich schon an der Haustür und begrüßte mich mit den Worten: „Du wirst gesucht wegen bewaffnetem Raubüberfall!“ Ich beriet mich mit meinem Freund Albert, der im Einkaufszentrum auch dabei gewesen war. Wir beschlossen, einige Zeit in Schottland unterzutauchen, bis Gras über die Sache gewachsen war. Wir knackten ein Auto und fuhren damit zum Hafen. Plötzlich war die Polizei hinter uns. Ich sah das Polizeiauto im Rückspiegel und trat das Gaspedal ganz durch. Die Polizei fiel zurück, und schließlich hatten wir sie abgehängt.

An einem dunklen Feldweg hielten wir schließlich an und lachten darüber, wie leicht wir den Bullen entwischt waren. Nach einiger Zeit setzten wir unsere Fahrt zum Hafen fort – und fuhren am Rand eines Dorfs direkt in eine Polizeisperre. Albert bremste hart, riss den Wagen herum und fuhr mit hoher Geschwindigkeit die Böschung hinauf. Dabei verlor er allerdings die Kontrolle über das Auto und prallte damit gegen eine Mauer. Die Polizei war nur wenige hundert Meter entfernt. Wir befreiten uns aus dem Wrack und rannten durch die Gärten der ersten Häuser. Unsere Verfolger waren uns hart

auf den Fersen. Ich sprang in einen kleinen Teich, versteckte mich im Schilf und sah mehrere Polizisten an mir vorbeilaufen. Ich wartete einige Minuten, dann kletterte ich aus dem Wasser. Ich rief nach Albert. Sein Kopf schnellte aus einer Mülltonne heraus. Wir kehrten erleichtert zur Straße zurück. Plötzlich hielt ein Auto mit quietschenden Reifen neben uns. „Wollt ihr mitfahren, Jungs?“, fragte ein Polizist. Nun hatten sie uns.

Im Verhör auf dem Revier merkte ich schnell, dass diese Polizisten über den versuchten Raubüberfall gar nicht im Bilde waren. Sie waren nur wegen des Autodiebstahls hinter uns her gewesen. Kurz darauf waren Albert und ich wieder frei, und nun bestiegen wir sofort die Fähre nach Schottland. Sechs Monate blieben wir in Glasgow, bis meine Mutter schrieb, dass meine ältere Schwester heiraten würde. Darauf kehrte ich mit Albert nach Hause zurück. Als sich meine Familie zur Trauung vor der Kirche versammelte, bemerkte ich auf der anderen Straßenseite zwei Männer, die mich beobachteten. Ich entschuldigte mich, um hinter der Kirche eine Zigarette zu rauchen. In diesem Moment überquerten die beiden Polizisten die Straße. Aber ich kletterte schnell über eine Hecke und verschwand.

Als ich am nächsten Tag an der Tür meiner Freundin Maxine klingelte, tauchten wie aus dem Nichts zwei Polizisten auf. Sie packten mich und zertritten mich zu einem zivilen Einsatzwagen. Maxine sah mich noch.

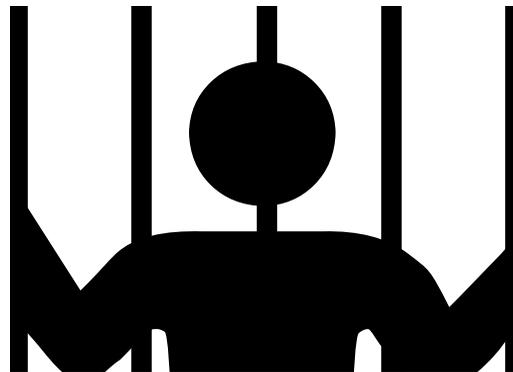
Ich rief ihr zu: „Keine Sorge, ich bin bald zurück.“
Die Polizisten höhnten: „Vergeude deine Zeit lieber nicht mit Warten.“



Dieses Mal wurde ich nicht zum Polizeirevier gebracht, sondern gleich ins Gefängnis – Untersuchungshaft! Als sich die großen Stahl-tore hinter mir schlossen, hallte der Krach in meinen Ohren nach. Zuerst sollte ich mich baden. In dem ekeligen Waschraum stand eine große Eisen-Badewanne, die offenbar vor hundert Jahren einmal einen Emaille-Überzug gehabt hatte. Mit einiger Überwindung stieg ich hinein und schrubzte mich ab. Die Wände meiner Zelle waren rosa gestrichen, was auf mich sehr heimelig wirkte. Die Zelle war sehr hoch. In etwa 2,50 Metern Höhe befand sich ein kleines Fenster. Wenn ich auf mein Bett kletterte, konnte ich mich an den Gittern hochziehen und hinaussehen. Nicht, dass es viel zu sehen gegeben hätte ...

Irgendwann kam ein Wärter meinen Gang entlang und schaltete die Lichter aus. Ich lauschte, wie sich die Gefangenen in meinem Trakt miteinander unterhielten und sich von Zelle zu Zelle Dinge zuriefen. Ich betrachtete die rechteckigen Flecken, die der Mond durch die Gitterstäbe hindurch auf den Zellenboden warf und die sich ganz langsam verschoben. Schließlich schlief ich ein.

Ich war erst ein paar Tage im Gefängnis, als der Gefängnisdirektor alle Besuchszeiten absetzte. Ein Wärter war draußen von einem IRA-Kommando erschossen worden. Einige protestantische Häftlinge riefen darauf zur Revolte auf. Wir wollten die Wärter überwältigen und unseren Gefängnisflügel selbst übernehmen. Auf das verabredete Zeichen hin griffen wir uns die Aufpasser und begannen alles kurz und klein zu schlagen. Abgebrochene Tischbeine wurden zu Schlagstöcken. Mit den



Trümmern der Tische, Schränke und Betten verbarrikadierten wir uns. Der Alarm schrillte unaufhörlich. Überall liefen Häftlinge herum auf der Suche nach Gegenständen, die sich als Waffen eigneten.

Eine Zeit lang kontrollierten wir unseren Trakt. Schließlich griffen Einsatzkräfte uns vom Dach her

an. Das waren allerdings keine Polizisten, sondern Soldaten der britischen Armee. Sie waren doppelt so viele wie wir und schossen mit Gummikugeln. Nach harter Gegenwehr mussten wir uns geschlagen geben. Wir wurden mit Handschellen an die Wasserleitung gefesselt und nackt ausgezogen. Dort blieben wir, bis die Gefängnistüren ersetzt waren, die wir eingeschlagen hatten. Es dauerte Wochen, bis sich die Lage wieder normalisiert hatte.

Schließlich wurde ich in einen anderen Knast gebracht. Dort ging es mir besser. Es war einfach alles anders. Ich war dort als politischer Gefangener. Ich durfte meine Terror-Uniform tragen. Dort lernte ich noch mehr über den Umgang mit Waffen und wie man Bomben richtig baut. Dies war eher ein Trainingslager für junge Terroristen.

Anfang 1974 fand schließlich mein Prozess statt. Das oberste Gericht von Nordirland befindet sich genau gegenüber vom Gefängnis. Die beiden Gebäude sind durch einen unterirdischen Tunnel miteinander verbunden. Es war ein unangenehmes Gefühl für mich, durch diesen Tunnel zu gehen. Die Gerichtsverhandlung lief ungünstig für mich. Der Richter brummte mir fünf Jahre Gefängnis auf. Ich konnte es nicht glauben – wegen eines lumpigen versuchten Raubüberfalls und ein paar geknackter Autos! Zurück im Gefängnis konnte ich kaum einschlafen. Ich war total fertig. Allerdings wurde

ich am frühen Morgen von einem Wärter aus dem Schlummer geholt: „Hamilton, mach dich fertig. Du wirst vor Gericht erwartet.“ Ich war total verwirrt, denn mein Urteil hatte ich ja schon erhalten.

Zurück im Gerichtssaal sah ich meinen Anwalt und fragte ihn flüsternd: „Weswegen bin ich heute hier?“. Doch bevor er antworten konnte, rief der Gerichtsdieners: „Erheben Sie sich!“ Der Richter in seiner altmodischen Robe und mit der weißen Perücke auf dem Kopf betrat den Raum. Ich musterte ihn misstrauisch. Er neigte seinen Kopf und warf mir einen wohlwollenden Blick über den goldenen Rand seiner Brille hinweg zu. Dann verkündete er, dass meine Strafe zur Bewährung ausgesetzt würde. Ich war ein freier Mann! Der Richter sah mich durchdringend an: „Hamilton, ich will Sie hier nie wieder sehen.“ Den Gefallen wollte ich ihm gern tun.

Doch kaum war ich draußen, gingen meine Terror-Aktionen weiter. Ich wurde sogar zum Area Commander befördert und war verantwortlich für 13 Männer und ihre Bewaffnung. Wir hielten unser Viertel mit bewaffneten Streifen und gewalttätigen Aktionen von IRA-Terroristen frei. Hin und wieder verschafften wir uns auch mit Bombenanschlägen in den benachbarten Iren-Vierteln Respekt. Bald darauf heiratete ich Maxine. Ich durfte ihr von meiner Mitgliedschaft in der UVF nichts erzählen, aber es ließ sich schlecht geheim halten. Eines Abends

kamen drei Aktivisten in unsere Wohnung, weil ich Waffen für unsere Organisation in meinem Haus verstecken sollte. Sie warteten bereits, als ich nach Hause kam. Maxine fragte mich an der Tür, wer sie seien. Ich sagte ihr: „Mach dir keine Gedanken. Bleib im Schlafzimmer, bis sie wieder weg sind.“ Damit war klar, dass ich mit Terrorismus zu tun hatte. Aber ich sprach mit Maxine nie darüber.

Wenige Tage nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis ging ich mit Maxine und einem anderen Paar aus und besuchte ein Restaurant in der Nähe eines Katholiken-Viertels. Als wir am späten Abend den Heimweg antraten, kamen wir bereits nach ein paar Metern an zwei Männern vorbei. Einer beugte sich vornüber, als ob ihm schlecht wäre, der andere stützte ihn. Als sie uns erreichten, richtete sich der Gebeugte plötzlich auf und zielte mit einer Pistole auf uns. Ich rief: „Vorsicht! Er hat eine Waffe!“ Ich sah mich um. Vor mir dehnte sich freies Feld in der Dunkelheit. Einem Impuls folgend, lief ich nicht dorthin, sondern drehte mich um und rannte zurück ins Restaurant. Ich warf Tische hinter mir um und verschwand in der Küche. Der Bewaffnete folgte mir. Sicher gehörte er zu einem größeren Kommando.

Ich riss die Hintertür auf, sprang auf eine Mülltonne und von dort auf die Hinterhofmauer. In diesem Moment krachten zwei Schüsse. Aber sie verfehlten mich. Ich schwang mich über die Mauer und rannte weiter. Was nun? Meine Verfolger kannten

diese Gegend mindestens so gut wie ich. Ich sprintete einen Hang hinauf zu den Bahngleisen. „Jetzt muss ich sterben!“, raste es mir durch den Kopf. Als ich den Bahndamm erreicht hatte, warf ich mich zwischen den Gleisen in Deckung. Erst dann waren weitere Schüsse zu hören, aber in ihren Knall mischte sich das Heulen von Polizeisirenen.



Ich erhob mich vorsichtig und sah die Polizisten. Die IRA-Leute waren verschwunden. Ich machte mir Sorgen um Maxine und meine Freunde, aber erfuhr, dass die Männer sie umgestoßen hatten, als sie mir hinterherstürzten. Sie standen unter Schock, aber sonst war ihnen nichts geschehen. Ein Polizeibeamter erzählte mir, dass auf dem dunklen Feld ein weiterer Schütze auf mich gelauert hatte. Wäre ich dorthin gelaufen, hätte er mich in aller Ruhe abknallen können. Vor der hellen Straße hätte ich mich deutlich abgezeichnet. „Woher wussten Sie, dass Sie zurück ins Restaurant laufen mussten“, fragte der Polizist. „Tja, ich bin einfach zu smart für diese Typen“, lachte ich.

Als Maxine schwanger wurde, musste ich ihr versprechen, aus der UVF auszusteigen. Um sie zu beruhigen, versprach ich es. Bald darauf wurde unser Sohn geboren. Unmittelbar nach der Geburt wollte ich Maxine im Krankenhaus besuchen. Die Klinik befand sich allerdings in einem Viertel, das für einen Protestanten unsicher war. Zudem musste ich einen Militär-Kontrollpunkt passieren. Ich entschloss mich, meine Pistole zu Hause zu lassen, steckte aber ein großes Messer ein. Für Maxine nahm ich einen Blumenstrauß mit. Am Kontrollpunkt hob ich meine Hände, damit die Soldaten mich nach Waffen abtasten konnten. Einer von ihnen stieß natürlich auf das Messer in meinem Hosenbund. Ich sagte ihm rundheraus, dass ich mich auf dem Weg zum Krankenhaus nicht sicher fühlte und das Messer zu meinem eigenen Schutz brauchte. Einige lange Sekunden sahen wir uns in die Augen. Dann wich die Anspannung, und er ließ mich durchgehen. Für einen Moment hatte ich schon befürchtet, ich würde zurück ins Gefängnis wandern.

Mein Vater wollte mir helfen, zu einem normalen Leben zurückzukehren. Er fuhr mit mir zu der Fabrik, wo ich eine Schweißerlehre gemacht hatte, und redete dem Geschäftsführer gut zu, mich wieder einzustellen. Ich ging nun zwar täglich zur Arbeit, aber meine terroristischen Aktivitäten litten kaum darunter. Wenn man bei der protestantischen Sache nicht mitmachte, war man ein Niemand und war den irischen Banden, welche die Gegend unsi-

cher machten, schutzlos ausgeliefert. Wir setzten alles daran, stattdessen die republikanischen Viertel unsicher zu machen.



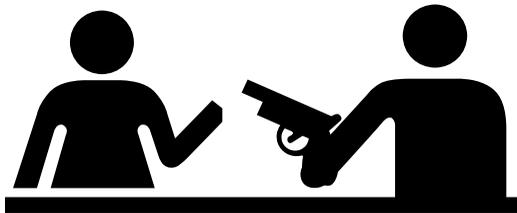
Ein schöner Tag für einen Banküberfall, dachte ich mir. Mehrere Wochen lang hatte ich die Bank schon ausgespäht, auf die ich es abgesehen hatte. Jeden Morgen zur gleichen Zeit schloss der Filialleiter die Türen auf und schaltete den Alarm ab. Dann kehrte er zurück in die Eingangshalle, um die Post zu holen. Bei dieser Gelegenheit wollte ich zuschlagen. Aber gerade an dem Morgen, an dem ich ihm einen Besuch abstatten wollte, schien er sich zu verspäten.

Während ich an der Straßenecke stand und wartete, rief mir plötzlich jemand zu: „David, kommst du heute nicht zur Arbeit?“ Mein Chef fuhr genau an mir vorüber und sprach mich durch das geöffnete Wagenfenster an. Ich beugte mich nur knapp zu



ihm hinunter, weil ich fürchtete, dass meine Pistole aus der Jacke fallen könnte. „Ich muss nur eben etwas erledigen. Heute Nachmittag komme ich“, sagte ich. Er schien sich damit zufrieden zu geben: „Okay, dann bis heute Nachmittag.“ Er fuhr wieder an. Ich blickte aufatmend zu meiner Gang hinüber, die auf der anderen Straßenseite stand. Sie hatten sich als Maler verkleidet. In ihren Eimern hatten sie allerdings keine Farbe, sondern Waffen.

Während mein Chef mich abgelenkt hatte, war der Filialleiter gekommen. Ich sah eben noch, wie er die Eingangshalle betrat, um den Briefkasten aufzuschließen. Ich stürzte die Treppe hinauf und versetzte ihm einen Tritt, sodass er zu Boden fiel. Dann zog ich die Tür hinter mir zu. „Keine Bewegung“, drohte ich und fuchtelte mit meiner Pistole in seinem Gesicht herum. Ich ließ meine Gang herein. Wir gingen mit dem Bankier zum Tresorraum. Wie sich herausstellte, hatte ein Angestellter die Schlüssel, der noch nicht da war. Wohl oder übel entschieden wir, auf ihn zu warten.



Nach und nach kamen die anderen Angestellten. Wir fingen sie am Eingang ab und sperrten sie in einem Büro ein, wo einer meiner Männer mit vorgehaltener Pistole auf sie aufpasste. Plötzlich hörte ich ein Geräusch am Fenster. Jemand hatte eine Leiter angelegt. Ein Fensterputzer! Ich befahl dem Bankdirektor, ihn hereinzurufen. Es klappte. Ich steckte ihn zu den übrigen Geiseln ins Büro.

Inzwischen waren wir schon mehr als eine Stunde in der Bank. Der Fahrer unseres Fluchtwagens musste inzwischen völlig entnervt sein. Schließlich kam der Angestellte mit den Schlüsseln. Wir öffneten die Tresore und füllten unsere Aktentaschen mit Geldscheinen. Meine als Maler verkleideten Leute schickte ich durch den Vordereingang hinaus. Ein Kumpane und ich nahmen die Hintertür. Als wir zum Auto liefen, bog eine Militärstreife um die Ecke. Ich winkte dem Fahrer zu: „Schöner Tag heute, was?“ Er grüßte zurück. Offenbar hegte er keinen Verdacht.

Zwei Tage später forderte mich mein Chef auf, ihn zu einem Auftrag zu begleiten. „Wir sollen Sicherheitsgeländer für eine Bank anfertigen“, sagte er. „Komm mit, wir müssen das ausmessen.“ Mir schwante schon etwas. Ich erriet, welche Route mein Chef nehmen würde. Als wir vor der Bank hielten, sagte ich ihm: „Tut mir Leid, hier bringen mich keine zehn Pferde rein.“ Sein Gesichtsausdruck änderte sich. „Sag bloß nicht, dass du diese

Bank überfallen hast“, sagte er tonlos. Ich schwieg. Wir fuhren in den Betrieb zurück, und mein Chef nahm einen anderen Angestellten mit. Nun wusste auch mein Chef, dass ich zu den Ulster-Aktivisten gehörte. Aber er sagte nichts, weil ihm klar war, dass ihn das sein Leben kosten konnte.

Einen Monat später überfiel ich mit meiner Gang eine Postfiliale. Diesmal klappte alles wie am Schnürchen. Nach zwei Minuten waren wir wieder draußen und flohen mit einem gestohlenen Auto.

Ich kehrte in aller Ruhe an meine Arbeitsstelle zurück. Wenig später bekam ich mit, dass mein Chef Besuch bekam. Es war ein Freund von ihm, ein Angestellter der Postfiliale, die ich überfallen hatte. Er berichtete ihm von dem Überfall: „Ich hatte große Angst. Als die Bankräuber hereinkamen, hatte ich gerade ein Geldbündel von 300 Pfund in der Hand. Sie befahlen uns, uns flach auf den Boden zu legen, und da habe ich mich einfach auf das Geld gelegt.“ Jetzt lachte er: „Das Gesicht der Bankräuber möchte ich sehen, wenn sie wüssten, dass ihnen dieses Geld durch die Lappen gegangen ist.“

Ich stand dabei und dachte: Wenn du wüsstest, wem du das erzählst, würdest du nicht mehr so albern lachen! Ich fühlte mich sicher. Die Polizei holte mich manchmal mitten in der Nacht zum Verhör ab. Aber mir war nie etwas nachzuweisen.

Schließlich gelang es der Polizei aber, einen meiner Leute umzudrehen. Er bekam 25.000 Pfund und einen neuen Pass. Dafür packte er aus. Kurz darauf kamen sie, um mich zu verhaften. Ich hörte sie kommen, floh durch die Hintertür aus meiner Wohnung und versteckte mich in einer Hecke. Doch ein Polizist entdeckte mich und legte mir Handschellen an. Als ich abgeführt wurde, rief ich meiner Frau über die Schulter hinweg zu: „Keine Sorge, ich bin bald zurück.“ Plötzlich fiel mir ein, dass ich ihr das schon einmal gesagt hatte.



Dass ich schon wieder in Untersuchungshaft saß, störte mich nicht. Ich kämpfte schließlich für die britische Königin und mein Vaterland. Aber das Gefängnis ist zermürend. Immerzu denkt man darüber nach, was man gerade tun würde, wenn man draußen wäre. Irgendwann gewöhnt man sich an das Gefängnis, und man hört auf, daran zu denken, was draußen war. Aber als verheirateter Mann fragt man sich immer wieder, ob die Ehe diese Bewährungsprobe wohl überstehen wird. Dauernd ging mir im Kopf herum: Was Maxine wohl jetzt macht? Geht sie heute abend in ein Pub? Mit wem? Diese Gedanken trieben mich fast zum Wahnsinn.

Ich hatte Maxine nur selten ausgeführt. Ich entschuldigte mich gewöhnlich so: „Wenn ich mehr Geld hätte, würde ich öfter mit dir ausgehen.“ Aber der

wahre Grund war, dass ich bei der UVF gebraucht wurde und lieber mit meiner Gang zusammen war. Als ich einmal Freigang hatte, sagte ich zu Maxine: „Immerhin hatten wir eine gute Beziehung, als ich noch mit dir zusammen war.“ Ihre Antwort schockierte mich: „Vielleicht war sie gut für dich, aber nicht für mich. Du denkst, es war eine gute Beziehung, weil du immer Geld mit nach Hause gebracht hast. Aber wir hatten keine Beziehung. Du hast nur das getan, was du wolltest.“

Im Gefängnis konnte ich auch nicht offen mit ihr sprechen. Privatsphäre gibt es dort nicht. Die Besuchszeiten fanden in einem großen Saal statt. Tisch stand neben Tisch. Ich konnte mit meiner Frau nicht über ein ernstes Thema reden, weil nur einen Meter entfernt ein anderer Häftling mit seinem Besuch saß. Meistens redete ich mit Maxine deshalb nur über belanglose Dinge. Sie verließ nicht selten das Gefängnis in Tränen aufgelöst, weil es nicht möglich war, dass wir mal unter uns waren. Mir wurde klar, dass unsere Ehe stark gefährdet war. Ich war nicht einmal zu einer guten Ehe fähig gewesen, als ich noch draußen war. Wie sollte das also jetzt gelingen, mit 30 Minuten Besuchszeit pro Woche?

Meine Mutter brachte zu einem ihrer ersten Besuche ein Mädchen aus der Nachbarschaft namens Sharon mit. Sie war mir gleich aufgefallen, als wir nach Belfast gezogen waren. Ich fand sie wunderschön.

Als ich 15 war, hatte sie mir das Emblem meiner Gang, das Schottenmuster, auf die Jacke genäht. In den folgenden Jahren begleitete sie meine Mutter noch oft zu den Besuchstagen. Ich dachte mir jedoch nicht viel dabei.

Während ich noch auf meine Gerichtsverhandlung wartete, hörte ich, dass ein Gefängnisdirektor umgebracht worden war. Am Tag seiner Ermordung hatte ich noch mit ihm gesprochen. Er sah mich, als ich durch die Wäscherei lief, und hielt mich an, weil er einen Zettel in meiner Hand sah. Er dachte, ich wolle eine Nachricht an einen anderen Häftling schmuggeln, und befahl mir, ihm den Zettel zu zeigen. Es war aber nur eine Liste der Wäscherei, welches Kleidungsstück wem gehörte. Ein paar Stunden später war der Mann tot.

Die Gefängnisleitung griff danach hart durch: Keine Besuchszeiten im folgenden Vierteljahr. Das wollten wir nicht hinnehmen. Wir forderten, uns beim Direktor unseres Flügels beschweren zu dürfen. Er kam in unseren Speisesaal, aber weigerte sich, uns anzuhören, und verlangte, wir sollten unverzüglich in unsere Zellen zurückkehren. Als er sich umdrehte, ergriff ich einen Stuhl und warf ihn ihm in den Rücken. Das war wie das Startsignal für die anderen Häftlinge, die gesamte Einrichtung in Kleinholz zu verwandeln. Wir dachten nicht an die Folgen, sondern reagierten einfach unsere Wut und Frustration ab. Der Direktor brachte sich mit seiner

Wachmannschaft in Sicherheit. Er überließ uns den Trakt, und es wurde ein neuer Gefängnisaufstand daraus.

Wieder rückte das Militär an. Die Soldaten zielten durch die Gitterstäbe auf uns. Eine Gummikugel traf mich an der Schulter und schleuderte mich zu Boden. Wir alle suchten zwischen den aufeinander getürmten Tischen und Stühlen Deckung. Aber schon wurde ich von einem starken Wasserstrahl getroffen. Ich hatte das Gefühl, als würde der ganze Raum unter Wasser gesetzt. Während ich nach Luft japste, trat mir ein Soldat auf die Kehle und drückte mich mit seinem Stiefel auf den Boden. Er richtete seine Pistole auf meinen Oberschenkel. Ich warf ihm einen flehenden Blick zu, aber er drückte aus nächster Nähe ab. Mein Bein fühlte sich an, als würde es mit einem glühenden Stab durchbohrt. Ich schrie auf.

Alle Häftlinge mussten sich an die Wand stellen. Ein paar Freunde zogen mich hoch und stützten mich, sonst wäre ich wieder umgefallen. Einer nach dem anderen wurde zum Gefängnisarzt gebracht. Er stand stets mit dem Rücken an der Wand und hatte die Hände hinter seinem Kopf verschränkt. Ich hüpfte auf meinem gesunden Bein in sein Büro. „Zeig mal dein Bein! Zieh deine Hose runter“, befahl er mir. Mein Oberschenkel war doppelt so dick wie vorher. Er war grün und blau angelaufen. Dort wo die Gummikugel mich getroffen hatte, war

ein weißer Kreis. „Wie hast du denn das gemacht“, fragte er. Ich erzählte ihm von dem Soldaten, aber er unterbrach mich: „Ich glaube, die Verletzung hast du dir selbst zugezogen.“ Ich hatte diese Reaktion erwartet, konnte mir aber die Bemerkung nicht verkneifen: „Danke, Doc. Wie schön, dass man sich hier so um mich sorgt!“.



Ich wusste nicht, wie Recht ich hatte. Als ich aus dem Büro des Arztes gehumpelt kam, wartete der nächste Horror auf mich. Ein Wärter rief mir zu: „Jetzt beginnt der Spaß erst, Hamilton. Lauf durch die Gasse!“ Ich blickte den Gang hinab und sah, dass sich die Gefängnisbediensteten mit Schlagstöcken bis zum Treppenabsatz in zwei Reihen aufgestellt hatten. Ich hatte keine Angst vor Schlägen. Gewalt war für mich etwas Alltägliches, beim Austeilen wie beim Einstecken. Wenn Gewalt mich traf, steigerte das nur meinen Hass. Mein verletztes Bein versagte fast seinen Dienst, trotzdem lief ich los. Die Wärter

brachen in ein Triumphgeheul aus, als sie auf mich eindroschen. Ich versuchte, meinen Kopf so gut es ging zu schützen. Aber schon nach wenigen Sekunden merkte ich, dass Blut an meinen Wangen herabließ. Als ich die Treppe erreichte, hörten sie auf. Ich kämpfte mich die Stufen hinauf und schleppte mich in meine Zelle.

Mit einem Handtuch stillte ich das Blut notdürftig und zog mir frische Kleider an. Mein Zellengenosse lag schon auf seinem Bett und hatte ein nasses Tuch über sein Gesicht gelegt. „Wie viele Beulen hast du“, fragte er und lachte bitter. Das Lachen verging ihm aber, als er mein Bein sah. Die Spuren des Einschusses sind noch heute zu sehen. Einige Häftlinge merkten sich die Namen der Wärter, von denen sie die meisten Schläge bezogen hatten, und gaben sie nach draußen an die Milizen weiter. Die übten dann Rache. Das ist die Spirale der Gewalt.

Schließlich begann meine Gerichtsverhandlung. Als der Richter hereinkam, sah ich, dass es derselbe Richter war, der mich schon einmal verurteilt und die Strafe dann zur Bewährung ausgesetzt hatte. Das war noch nicht lange her. Er musste mich noch kennen. Ich konnte mich noch gut an seine Worte erinnern: „Hamilton, ich will Sie hier nie wieder sehen.“

Zuerst war ein Freund von mir an der Reihe. Er wurde zu zwölf Jahren Haft verurteilt. Bei den Über-

fällen hatte er eine untergeordnete Rolle gespielt. Was für ein Urteil hatte ich dann erst zu erwarten, dachte ich. Ich hatte mich schon schuldig bekannt und war unfähig, der Verhandlung weiter zu folgen. Nach einer Ewigkeit rief der Richter meinen Namen auf. Zuerst verlas er noch einmal umständlich die Liste meiner Anklagepunkte. Dann begann er zu erläutern, wie sich die Strafe zusammensetzte. Ich bekam fünf Jahre für dies und acht Jahre für das und so weiter. Wie ich geahnt hatte, wies er ausführlich darauf hin, dass ich noch unter Bewährung stand. Am Ende sagte er: „Hamilton, es ist offensichtlich, dass Ihre Bande als Team vorging. Deshalb würde ich es für ungerecht halten, Ihnen eine höhere Strafe aufzuerlegen als Ihren Komplizen. Hiermit verurteile ich Sie zu zwölf Jahren Haft.“

Nun war es passiert. Ich war im Begriff, wirklich für etliche Jahre hinter Gitter zu wandern. Ich reckte trotz meiner Faust in die Höhe und rief: „No surrender – ich gebe nicht auf!“ Der Richter und meine Mutter, die im Publikum saß, schüttelten verständnislos den Kopf. Nach dem Prozess kam mein Verteidiger auf mich zu und sagte: „Der Richter hat sich in keiner Weise nachsichtig gezeigt, außer bei Ihnen. Sie sind ganz schön glimpflich davongekommen.“ Ich lachte auf: „Sie sehen aber nicht, dass ich mich freue, oder?“ – „Das sollten Sie aber!“ antwortete er und blickte mir fest in die Augen. „Jemand muss für Sie gebetet haben.“



Ich ahnte nichts davon, aber Gott hatte offenbar tatsächlich ein Gebet für mich erhört, und zwar noch bevor es gesprochen worden war. Während ich ins Gefängnis zurückgebracht wurde, stand meine Mutter noch mit einer Bekannten im Flur des Gerichts zusammen. Die Frau hieß Mrs. Beggs. Sie war schon 83 Jahre alt und eine Großtante von mir. Sie sagte zu meiner Mutter: „Das Gefängnis wird ihn nicht ändern. Wenn er rauskommt, wird er weitermachen. Er ist ein hoffnungsloser Fall. Aber Gott kann ihn ändern.“ Meine Mutter blickte sie mit verweinten Augen an und sagte: „Ach wirklich? Und der Papst wird Punkrocker, ja?“ Mrs. Beggs erklärte: „Ich werde ihn auf meine Gebetsliste setzen und jeden Tag für ihn beten.“

Ich wurde nun in ein Gefängnis verlegt, das in Nordirland und darüber hinaus unter dem Namen H-Blocks berühmt-berüchtigt ist. Die Trakte sind in Form eines H angeordnet. Meine Terroristenuniform durfte ich hier nicht tragen. Ich war kein politischer Gefangener mehr, sondern wurde als ganz normaler Krimineller betrachtet. Mein Sohn war zu der Zeit erst ein paar Monate alt. Als ich ihn dann zum ersten Mal wieder in die Arme nehmen konnte, war er schon acht Jahre alt.

Die Wärter machten uns schnell mit den Sitten in den H-Blocks vertraut. Alle Räume wurden pein-

lich sauber gehalten, die Bodenfliesen regelmäßig gebohrt und sogar die Toilettensitze auf Hochglanz poliert. Jeder Häftling hatte einen schwarzen Abfalleimer aus Plastik. Als Waffe eignete er sich nicht, aber er musste stets bis zum Anschlag glänzen. Der Gefängnisalltag war streng reglementiert und grausam eintönig. Etwas Abwechslung brachten am ehesten die Sportstunden, aber wenn ich im Trainingssaal meine Runden drehte, kam ich mir immer vor wie in einer Keksdose. Wir waren schon elektrisiert, wenn wir einmal durchs Zellenfenster ein Flugzeug vorbeifliegen sahen.

Eines Tages musste ich einen Schulungsraum putzen. In einer Ecke stand eine Tafel mit einer Holzeinfassung. Daraus könnte ich mir etwas basteln, dachte ich mir. Ich brach den Holzrahmen ab und schmuggelte ihn in meine Zelle. Am nächsten Tag bekam ich mit, dass die Gefängnisleitung wegen der kaputten Tafel in hellem Aufruhr war und schon eine Untersuchung des Falls veranlasst hatte. Meine Mitgefangenen wussten, dass ich der Schuldige war. So musste ich schließlich wegen Zerstörung von Gefängniseigentum vor einem Ausschuss erscheinen, in dem auch Häftlinge saßen. Eine Woche Zellenarrest lautete meine Strafe – keine Freizeit und kein Ausgang in den Gefängnisgarten.

Die Zerstörung der Tafel hatte mich unter den Gefangenen ein wenig bekannt gemacht. Aber ich war der Neue und hatte noch keinen besonderen

Status. Es war sehr wichtig, bei den Häftlingen anerkannt zu sein. Ich war sehr froh, dass ich bald darauf im Speisesaal einen Mann traf, mit dem ich schon mal im Gefängnis gewesen war. Außerdem traf ich ein paar Gangmitglieder aus meinem Viertel.

Man musste sich im Knast durchsetzen. Als Neuer wurde ich glücklicherweise von manchen unterschätzt. Ein Häftling, der sehr groß war und fast seine gesamte Freizeit im Fitnessraum mit Krafttraining verbrachte, gab vor seinen Kumpanen damit an, dass er sich von mir ins Gesicht schlagen lassen könnte, ohne etwas zu spüren. Ich hatte im Einsatz für die UVF, wovon die Außenstehenden natürlich nichts wussten, so manche Typen wie ihn k.o. geschlagen. Ich ging zu ihm hinüber und forderte: „Komm, lass uns nach hinten gehen, nur du und ich, und dann sehen wir, wer von uns zuerst zurückkommt.“ Ich hatte dort bereits hinter der Tür eine Teigrolle versteckt, um sicher zu sein, dass ich gewinnen würde. Ich beschloss, ihm zumindest einen Arm zu brechen. Aber als ich nun anfing, ihn wüst zu beschimpfen, um ihn zu provozieren, machte er überraschend einen Rückzieher und erklärte, er wolle keinen Streit. So kam ich um eine Disziplinarstrafe herum.

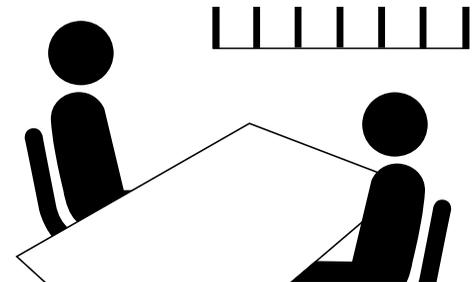
Nachdem ich ein paar Verbindungen geknüpft hatte, wurde mir ein guter Gefängnisjob zugeschustert: Ich arbeitete in der Wäscherei. Die großen blauen

Körbe, in denen die Wäsche transportiert wurde, waren hervorragend zum Schmuggeln geeignet. Nahrungsmittel, Zigaretten und Pornos wurden hin- und hergetauscht.



Meine Frau besuchte mich normalerweise regelmäßig alle zwei Wochen. Ich wurde die Angst nicht los, dass sie mich früher oder später verlassen würde. Sie hatte mir gestanden, dass sie einige Zeit mit einem anderen Mann zusammen gewesen war. Aber sie versicherte mir, dass sie mit ihm wieder Schluss gemacht hätte. Kurz nach diesem Gespräch schrieb sie mir einen langen Brief, in dem sie mir vorschlug, wir sollten es noch einmal miteinander probieren. Mir traten vor Glück Tränen in die Augen, als ich das las.

Eines Tages wurde ich in eine andere Zelle verlegt. Von dort aus konnte ich aus dem Zellenfenster



den Gefängniseingang sehen und die Leute, die dort ein und aus gingen. Der Besuch von Maxine am ersten Besuchstag nach meiner Verlegung war sehr schön. Wir hielten uns die ganze Zeit an den Händen und küssten uns sogar. Als ich in meine Zelle zurückkehrte, fühlte ich mich fast euphorisch. Ich kletterte zum Fenster hinauf und wollte Maxine auf mich aufmerksam machen und ihr noch einmal zuwinken.

Es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis sie am Ausgang auftauchte. Ich holte Luft, um sie zu rufen, aber der Schrei blieb mir in der Kehle stecken. Sie ging schnell zu ihrem Auto hinüber, und ich sah, dass jemand darin saß. Der Mann stieg aus und umarmte sie. Mein Magen verkrampfte sich, und meine Beine fingen an zu zittern. Es war der Mann, mit dem Maxine angeblich längst Schluss gemacht hatte. Das war meine schwerste Niederlage, denn trotz all meiner Kraft und Kampferfahrung konnte ich sie nicht abwenden. Ich musste mir eingestehen, dass meine Ehe endgültig kaputt war. Ich hatte keine Frau mehr.

Wochenlang konnte ich kaum schlafen. Wenn ich einschlief, verfolgte mich das Gefühl der Hilflosigkeit bis in meine Träume, und



40

im Bewusstsein meiner Einsamkeit wachte ich wieder auf. Es gab niemanden, der seinen Arm um mich legen konnte. Im Gefängnis fand ich keinen, an dessen Schulter ich mich hätte ausweinen können. Meine Eltern und Geschwister standen mir zwar bei, besuchten mich und schrieben mir Briefe. Auch meine Jugendliebe Sharon tauchte zu meiner Überraschung immer wieder auf. Aber ich hatte niemanden mehr, den ich lieben und um den ich mich kümmern konnte. Wenig später reichte Maxine die Scheidung ein. Das machte die Sache keineswegs leichter für mich.

Ich konnte nicht aufhören, Maxine zu lieben. Ich zog immer wieder Erkundigungen über sie und ihren neuen Partner ein. Nach einiger Zeit berichtete mir meine Schwester, dass die beiden einen Streit gehabt hätten. Mir blieb keine Zeit, darüber Genugtuung zu empfinden. Denn sie berichtete mir weiter, dass der Mann in seinem Zorn meinen kleinen Sohn so hart geschlagen hatte, dass seine Nase völlig zertrümmert wurde. Er wurde ins Krankenhaus gebracht, aber die Ärzte konnten zunächst nicht viel tun, weil von der Knochenstruktur nichts übrig



41

geblieben war. Erst als sich der Knochen wieder gebildet hatte, konnte die Nase gerichtet werden. Mein Sohn begann nach dem schrecklichen Erlebnis zu stottern und wachte nachts immer wieder schreiend auf.

Mein Hass auf meinen Nebenbuhler wuchs ins Unermessliche. Am meisten war ich auf mich selbst wütend, weil ich wegen meiner dummen Haftstrafe nicht in der Lage gewesen war, meinen Sohn zu beschützen. Aber ich war grimmig entschlossen, mit dem Mann mindestens dasselbe zu tun, was er meinem Jungen angetan hatte. Ich hätte für nichts garantiert, wenn ich ihn in die Finger bekommen hätte. Die UVF hielt ich allerdings aus dieser Sache heraus. Es ging nur ihn und mich etwas an.

Donnerstags war immer Gottesdienst. Wir gingen halt hin, um irgendetwas zu tun zu haben. Inzwischen war ich schon fünf Jahre im Knast. „Wer will freiwillig ein Gebet vorlesen?“, fragte der Gefängnispfarrer in die Runde. „Wie wär’s mit Ihnen, Hamilton?“ Ich hatte zwar für die protestantische Sache gekämpft, aber Gott interessierte mich keinen Dreck. Klar, als Kind war ich in die Sonntagsschule gegangen und hatte ein bisschen was über den christlichen Glauben gelernt. Ich glaubte, dass es wohl einen Gott gab. Als ich mich mal in meiner Zelle besonders einsam fühlte, sprach ich: „Gott, ich verspreche dir, wenn du mich hier rausholst, gehe ich wieder in die Kirche.“ Ich dachte, das sei

ein faires Angebot. Als mich der Gefängnispfarrer ansprach, dachte ich: „Okay, man sollte alles mal ausprobieren.“ Als ich das Gebet vorgelesen hatte, fühlte ich mich komischerweise innerlich gut. Es war mir unerklärlich.

Es kam mir zu Ohren, dass Billy, der Bruder meiner Jugendliebe Sharon, fromm geworden war. Er war immer schon ein bisschen verrückt, aber jetzt war er offensichtlich völlig durchgedreht. Es nahte Silvester 1979. Auch im Gefängnis ist das ein besonderer Tag. Wenn um Mitternacht die Autos in der ganzen Stadt hupen und auch die Schiffe im Hafen ihre Signalhörner ertönen lassen, machen auch die Gefängnisinsassen so viel Krach wie möglich. Ich stand um Mitternacht an meiner Zellentür und hämmerte, so fest ich konnte, auf sie ein. Ich dachte für einen Moment an die Jahre im Gefängnis zurück. Verlorene Jahre, verlorene Zeit. Dieses neue Jahr 1980 wird sicherlich genauso langweilig wie die anderen auch. Alles bleibt gleich. Der Tagesablauf im Gefängnis, das Essen und natürlich die Wärter.

Doch dann kam der 28. Januar 1980. Ich fand einen Flyer auf meiner Matratze. Irgendeinen Zettel. Vorne stand in großen Buchstaben ein frommer Spruch drauf: „Jesus Christus kommt bald wieder.“ – „... in ein Kino in deiner Nähe!“, ergänzte ich und lachte. Mein Zellengenosse fiel in mein Gelächter ein. Ich schnappte den Fetzen und warf ihn aus dem Fenster. Ich setzte mich wieder aufs Bett, und es

geschah etwas völlig Verrücktes. Eigentlich wäre es Zeit für eine Veränderung, dachte ich – Zeit, Christ zu werden. Der Gedanke überfiel mich. Ich war von mir selbst geschockt. Vor Schreck verbrannte ich mir den Mund an einer Tasse Tee, die ich mir gerade zubereitet hatte. „Was hast du“, fragte mein Kumpel. „Nichts, nichts“, antwortete ich. So etwas Verrücktes konnte ich ihm nicht erzählen.

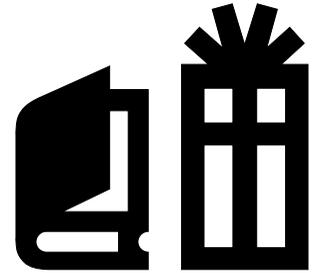
Ich schwieg, aber der Gedanke beschäftigte mich weiter. Selbst wenn ich Christ werden wollte, sagte ich mir, wäre Gott ganz sicher an jemandem wie mir nicht interessiert. Ich war Terrorist, hatte viele schlechte Dinge getan, und die UVF hatte sogar eine Menge Menschen umgebracht. Ich selbst war zwar noch nicht zum Mörder geworden, aber es hatte sich nur noch nicht die passende Gelegenheit ergeben. Ich war schon viele Male entschlossen gewesen, einen Menschen vom Leben zum Tod zu befördern. Wenn es Gott gab, dann hatte er sicher für einen wie mich keine Verwendung.

Mein Blick fiel auf die Bibel, die im Regal über meinem Bett stand. Dieses Buch hatte ich einer anderen, einer frommen „Terrororganisation“ zu verdanken, den Gideons. Sie sorgten hartnäckig dafür, dass in jeder Zelle dieses fromme Buch zu finden war. Ich war dankbar dafür, denn die Bibel hatte mir schon gute Dienste geleistet. Im Gefängnis ist Zigarettenpapier knapp. Immer wenn ich mir eine drehen wollte, riss ich eine Seite aus der Gideon-

bibel heraus. Ich nahm das Buch zur Hand, blätterte darin und las hier und da ein paar Zeilen. Für mich ergaben diese Texte überhaupt keinen Sinn. Es kam mir vor, als wären die Sätze rückwärts geschrieben. Ich legte die Bibel wieder weg. Ein paar Minuten später machte ich einen zweiten Versuch, darin zu lesen. Aber ich verstand immer noch nichts. Erneut legte ich die Bibel weg. Ich fühlte mich dabei recht komisch. Aber irgendwas ließ mich nicht in Ruhe.

Plötzlich kam mir der Gedanke, dass der Pastor mal gesagt hatte, man solle vor dem Bibellesen beten. Ich holte das Buch zum dritten Mal aus dem Regal und sprach ein stummes Gebet, in dem ich Gott bat, mir beim Lesen zu helfen. Aber es funktionierte immer noch nicht. Mein Zellengenosse wurde stutzig. „Was machst du denn mit der Bibel da?“, fragte er. Mir fiel kein besserer Spruch ein, also sagte ich: „Ich denke darüber nach, Christ zu werden.“ Spöttisch antwortete er: „Du und ein Christ? Penn dich aus, und morgen ist's wieder okay.“

Noch lange lag ich auf meinem Bett, starrte an die Decke und dachte über mein verpfushtes Leben nach. Ich erinnerte mich, wie mir vor dem Restaurant



aufgelauert wurde und ich aus einem Impuls heraus ins Haus geflüchtet war, knapp am Tod vorbei. Mir fiel auch der Tag wieder ein, als die Bombe zu früh explodiert war und ich zu Boden geschleudert worden war, ohne dass mir irgendwas passierte. Wenn ich so zurückdachte, fand ich alles auf einmal absurd. Es war alles so verrückt und unbegreiflich. Aber ein anderes Leben konnte ich mir nicht vor-



stellen. Ich kannte nur die Gewalt und den Hass. Ein Leben als Christ erschien mir überhaupt nicht attraktiv. Christentum war in meinen Gedanken mit totaler Langeweile gleichzusetzen. Alles, was Spaß macht, war verboten. Man darf nicht mehr rauchen, nicht mehr saufen, nicht mehr hinter Frauen her sein oder sich auch nur irgendwie amüsieren.

Aber war es wirklich Zufall gewesen, dass ich mehrmals knapp mit dem Leben davongekommen war? Ich dachte auch an den Mann, der mir statt in den Kopf glücklicherweise drei Kugeln in den Fuß geschossen hatte. Die wenigsten Leute haben die Begegnung mit ihrem Killer überlebt. Menschenleben waren in unserer Gegend nicht sehr kostbar. Schließlich wurde mir klar: Es war Jesus Christus, der mir damals geholfen hatte. Aber warum? Meine Gedanken rasten im Kopf herum. Total müde schief ich ein. Am nächsten Tag dasselbe Programm: „Du musst Christ werden!“ – diese wahnsinnige Idee verfolgte mich immer noch.

In der Knast-Wäscherei hatte ich mit einem Mann zu tun, dem wir den Spitznamen WeeMan gegeben hatten. Er war ein Frommer. Er machte die Wäsche der Knackies und steckte in die Hemden und Hosen fromme Zettel. Nicht selten wurden ihm dafür Prügel angedroht, aber er ließ sich nicht einschüchtern.

Ich sprach WeeMan an: „Ich möchte Christ werden, aber ich weiß nicht, wie das geht.“ Ich wusste nicht, wie er reagieren würde, weil ich ihn mehrmals wegen seines Glaubens verspottet hatte. Aber er umarmte mich spontan. Ich war froh, dass gerade niemand in der Nähe war, denn eine solche Geste wurde im Gefängnis leicht missverstanden. WeeMan gab mir ein paar Flyer, die mir Antworten auf meine Frage geben sollten.

In der Pause führte ich mit ihm ein längeres Gespräch. Schon rief ein anderer: „Schaut mal, Hamilton spricht mit dem Himmelspiloten.“ Aus diesem Grund setzten wir unser Geheim-Gespräch auf der Toilette fort.

In meiner Zelle las ich mir seine Schriften noch mal genauer durch. Da stand ein einfaches Gebet: „Herr Jesus Christus, mit meinem Mund bekenne ich alle meine Sünden vor Dir. / Ich bin meine eigenen Wege gegangen und habe nicht nach Dir gefragt. / Bitte vergib mir. / Mach mich wieder rein und schenke mir neues Leben. / Ich wende mich vom Teufel und all seinen bösen Wegen ab und nehme Dich, meinen Retter und Erlöser, hier und jetzt als Herrn meines Lebens an.“ Das war es, was ich Jesus sagen wollte. Ich sprach das Gebet laut. Ich betete es sechs Mal, um sicherzugehen, dass Gott mich wirklich hörte. So, dachte ich, jetzt bin ich Christ.

Mein Zellengenosse fragte mich, warum ich eigentlich die ganze Zeit so blöd grinsen würde. „Ich bin gerade Christ geworden“, sagte ich ihm. Er stieß ein paar Flüche aus, um mir zu zeigen, was er von dieser Neuigkeit hielt. Dann schrie er: „Hamilton ist ein Christ geworden!“ Die Häftlinge in den umliegenden Zellen fielen in sein Gekreische ein. Einer grölte: „Halleluja!“ Ein anderer rief: „Heute Abend vollbringt Hamilton sein erstes Wunder. Er geht über die Badewanne.“

Beim Hofgang traf ich einen Häftling, gegen den ich ein Billard-Finale spielen sollte. Es ging, wie üblich im Gefängnis, um eine Ration Tabak. Mir fiel ein, dass es einem Christen sicher nicht gut anstand, sich an einem solchen Turnier zu beteiligen. Ich sagte ihm: „Ich kann heute Abend nicht gegen dich spielen. Ich bin jetzt Christ.“ Er sah mich nur verständnislos an.

Ich ging zum Gefängnispfarrer und erzählte ihm, was geschehen war. Er schenkte mir darauf ein kleines rot eingebundenes Neues Testament, meine erste eigene Bibel, und betete mit mir. Ich war inzwischen das Hauptgesprächsthema in meinem Gefängnisflügel geworden. Als ich am Abend in den Speisesaal ging, war mir klar, dass sich meine Geschichte inzwischen unter allen Häftlingen herumgesprochen hatte. Kaum hatte ich den Saal betreten und mir an der Essensausgabe mein Tablett mit Gemüse und zwei Würstchen abgeholt, stellte sich ein Häftling auf seinen Stuhl und rief: „Da Hamilton nun Christ ist, kann er ja vor dem Essen für uns beten.“ Ich lief im Gesicht rot an. „Neigt die Köpfe und schließt die Augen!“, fuhr er in salbungsvollem Ton fort, „Hamilton, fang an!“ Ich fand, dass ich vor allem Jesus Christus die Ehre geben sollte. Also schloss ich tatsächlich die Augen und sprach ein Gebet. Als ich die Augen wieder öffnete, waren die Würstchen von meinem Teller verschwunden. Ich betete auch danach für mich vor den Mahlzeiten, aber ich hielt die Augen dabei sicherheitshalber offen.

Ich schrieb an meine Eltern und berichtete ihnen von meiner Bekehrung. Mein Vater reagierte skeptisch: „Jetzt ist er im Gefängnis völlig durchgedreht, der arme Junge.“ Meine Mutter war dagegen so bewegt, dass sie sich kurz darauf selbst bekehrte. Meine Mutter erzählte es dann Mrs. Beggs. Die war überhaupt nicht überrascht, obwohl ich mehr als fünf Jahre auf ihrer Gebetsliste gestanden hatte. „Gott hat mir die Last genommen, für Davids Errettung zu beten. Er hat mir gezeigt, dass ich jetzt für seinen künftigen Lebensweg beten soll“, erklärte sie.



Ich war fest entschlossen, mein Leben zu ändern. Vor allem wollte ich kein UVF-Mitglied mehr sein. Ich wusste, dass sich diese Organisation mit meinem christlichen Glauben keinesfalls vereinbaren ließ. Ich stoppte die Zahlungen an die UVF, die ich auch im Knast noch geleistet hatte. Als mich einer meiner früheren Kumpanen besuchte, machte ich ihm klar, dass ich künftig keinen Besuch von der UVF mehr wünschte.

Kurz darauf ging ich zu meiner ersten Bibelstunde im Gefängnis. Der Pfarrer begrüßte mich mit den Worten: „Schön, dich zu sehen. Nimm Platz. Wir lesen gerade im Galaterbrief.“ Ich setzte mich in eine Ecke und verfolgte die Bibelarbeit. Nach einiger Zeit holte ich meinen Tabak aus der Tasche

und fing an, mir eine Zigarette zu drehen. Auf einmal waren alle Augen auf mich gerichtet. Ich erschrak. Als Christ hätte ich vermutlich erst den anderen eine Zigarette anbieten müssen. Ich beeilte mich, das nachzuholen, aber keiner wollte eine. „Du kannst hier im Bibelkreis nicht rauchen“, belehrte mich der Pfarrer. Ich zuckte die Schultern und steckte mir die Zigarette hinters Ohr, um sie mir nach der Stunde anzustecken. Einer der Häftlinge sagte halblaut: „Ich hab's dir doch gleich gesagt, dass der nicht gläubig ist.“

Ein gläubiger Gefangener ermutigte mich, mit dem Rauchen aufzuhören. Das würde den anderen zeigen, dass es mir wirklich ernst war mit dem Christsein. Ich hatte Bedenken, ob es mir gelingen würde. Schon mehrmals hatte ich erfolglos versucht, es mir abzugewöhnen. Aber nun hörte ich einfach von einem Tag auf den anderen auf. Es war wie ein Wunder.



Ich fand heraus, dass etliche Häftlinge Wetten darüber abgeschlossen hatten, wie lange ich es als Christ aushalten würde. Vielleicht hatten sie recht, dachte ich, und ich würde es nicht schaffen. Ich vertraute mich dem WeeMan an. Er gab mir eine unerwartete Antwort: „Du hast Recht. Du hast nicht

genug Kraft, es zu schaffen. Aber Jesus kann es.“ Er gab mir einen Bibelvers mit: „Allen denen aber, die ihn aufnahmen, gab er Vollmacht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben“ (Johannes 1,12).

Wenig später kam ein Wärter in meine Zelle. Er fragte: „Na, bist du immer noch Christ?“ Ich lächelte und nickte. Er schlug mich direkt ins Gesicht. „Immer noch“, fragte er, lachte und ging weg. Ein anderer Wärter rief mich, als ich von der Arbeit zu meiner Zelle zurückging. Er befahl mir, mich auszuziehen, und sagte, er müsse mich nun nach Waffen und Drogen durchsuchen. Dann ließ er mich eine kleine Ewigkeit nackt mit den Händen an die Wand gestützt stehen. Mir wurde klar, dass die Durchsuchung ein Vorwand gewesen war. Denn in dieser Zeit gingen alle übrigen Häftlinge meines Flügels an mir vorbei und amüsierten sich köstlich. Ich bebte vor Wut und hätte den Wärter am liebsten grün und blau geschlagen, um es ihm heimzuzahlen. Aber dann dachte ich: Wenn ich das tue, werden alle sagen, ich sei kein Christ mehr. Ich bat Jesus um Hilfe.

Einige Häftlinge sagten: „Warum gibst du nicht einfach seinen Namen an die UVF weiter, damit die sich draußen um ihn kümmern?“ Aber ich schüttelte den Kopf. Für den Rest der Woche spielte der Wärter bei meiner Rückkehr von der Arbeit jedes Mal dasselbe Spiel mit mir. Ich ließ es mit zusam-

mengebissenen Zähnen über mich ergehen und betete. Am Montag begrüßte er mich plötzlich ganz freundlich und verdrückte sich schnell, ohne mich „durchsuchen“ zu wollen. Gott hatte also meine Gebete erhört. Ich wusste allerdings nicht, dass einer meiner UVF-Kumpel den Namen des Wärters inzwischen weitergegeben hatte. Am Wochenende verfolgten ihn ein paar UVF-Männer in eine Bar und später auf die Toilette. Dort hielten sie ihm eine Pistole unter die Nase und fragten ihn, ob er einen gewissen David Hamilton kenne. „Wir haben gehört, dass du ihm das Leben schwer machst.“ Er bestritt das heftig, aber sie fuhren ihm über den Mund: „Wenn du damit nicht aufhörst, kommen wir dich das nächste Mal zu Hause besuchen, und dann bist du ein toter Mann.“



In der Bibel, in der Apostelgeschichte, las ich von der Taufe eines äthiopischen Kämmerers. Ich erkannte, dass ich mich auch taufen lassen sollte. Der Gedanke beschäftigte mich wochenlang. Es war im Mai 1981. Als ich eines Tages in der Küche arbeitete, kam der Gefängnisdirektor vorbei. Unwillkürlich sprach ich ihn an: „Entschuldigen Sie, dürfte ich kurz mit Ihnen sprechen.“ Das war nicht erlaubt. Ein Häftling, der den Direktor sprechen wollte, musste dafür einen Antrag stellen. Aber der Direktor sagte: „Was ist Ihr Anliegen?“ Ich erzählte ihm, dass ich Christ sei und mich taufen lassen

wolle. „Aber Sie hoffen nicht, zu diesem Zweck freigelassen zu werden?“, entgegnete er und lachte. Später erfuhr ich, dass er ein Baptistenprediger war. „Könnte der Taufgottesdienst nicht im Bad stattfinden?“, schlug ich vor. Er blickte mich einen Moment an und sagte: „Ich werde darüber nachdenken.“ Und weg war er.



Es gab noch fünf weitere Häftlinge, die Christen geworden waren und sich taufen lassen wollten. Ich machte eine Eingabe und nannte ihre Namen. Eine Woche später, als alle in ihren Zellen waren, wurden unsere Türen aufgeschlossen. Die Wärter reichten ein Handtuch herein und sagten, wir sollten hinunter ins Bad gehen. Ich stellte fest, dass alle Wärter, die an diesem Abend Dienst hatten, Christen waren. Wir hatten uns bemüht, die Aktion geheim zu halten, aber als wir uns auf den Weg machten, schlugen die anderen Häftlinge gegen die

Zellentüren, und einer rief: „Gleich geht Hamilton auf dem Wasser!“

Wir ließen die Badewanne voll laufen. Ich stieg hinein und kniete mich ins Wasser. Ich legte vor dem Prediger, der den Taufgottesdienst abhielt, mein Glaubensbekenntnis ab. Dann tauchte er mich nach hinten unter Wasser und zog mich wieder hoch. Die anderen fünf folgten mir. Der letzte Täufling war ein großer, massiger Mann. Als er in die Wanne stieg, schwappte das Wasser über den Rand und durchnässte die Umstehenden, auch den Direktor. Er sah an seinem vor Wasser triefenden Anzug herab und begann zu lachen. Die anderen stimmten erleichtert ein.

Eines Tages, als ich gerade auf dem Gang heißes Wasser für einen Tee holen wollte, sah ich den neuen Freund von Maxine. Mich traf fast der Schlag. Er war auch eingebuchtet worden! Ich ging zu ihm hinüber, doch ehe ich ihn erreichte, zog er sich in seine Zelle zurück und schloss die Tür, wodurch sie automatisch einrastete. „Na, in letzter Zeit irgendwelche Babys verdroschen?“, fragte ich ihn durch die Gitterstäbe. Er stand einige Meter von der Tür entfernt in der anderen Ecke der Zelle. „Es war ein Unfall“, sagte er. „Ich bring dich um“, zischte ich ihn an.

Von da an achtete er darauf, dass er immer in seiner Zelle war, wenn ich auf den Gang kam. Ich wartete

auf meine Chance. Ich versuchte, alle Gefühle auszuschalten bis auf den Wunsch, ihn zu töten. Ich spielte in Gedanken immer wieder meinen Plan durch, wie ich ihn innerhalb von ein paar Augenblicken erledigen konnte, ohne dass es ein Wärter bemerkte oder eingriff. Die Wahrscheinlichkeit, dass ich aufflog, war sehr gering.

Ich ließ den Wunsch, ihn umzubringen, in mir immer größer werden. Da sprach Gott zu mir: „David, vergib ihm.“ Wenn Gott redet, macht er meistens nicht viele Worte. Er redet klar und eindeutig. Ich dachte: Klar vergebe ich ihm, nachdem ich ihn getötet habe. Aber Gott sagte: „Vergib ihm.“ Ich bettelte: „Darf ich ihm wenigstens vorher seine Arme und Beine brechen?“ Gott antwortete nicht. Während ich noch über einen Handel nachdachte, den ich anbieten konnte, kam mir wieder der Gedanke: „Vergib ihm.“ Ich wurde wütend auf Gott und sagte: „Weißt du eigentlich, was er mit meinem Sohn gemacht hat?“ Da sprach Gott wieder zu mir: „Sieh doch, was sie mit meinem Sohn gemacht haben.“

Ich begann zu weinen und bat Gott, mir zu helfen, vergeben zu können. Dann ging ich hinaus auf den Gefängnishof, wo ich Maxines Freund allein stehen sah. Ich ging auf ihn zu und bemerkte, dass er große Angst vor mir hatte. Das war die Gelegenheit, auf die ich die ganze Zeit gewartet hatte. Ich hätte ihn ganz leicht töten können. Aber das Verlangen, ihn umzubringen, war plötzlich weg. Stattdessen sagte

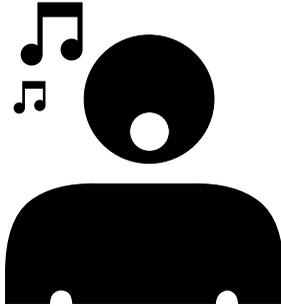
ich: „Ich bin jetzt Christ. Gott hat mir vergeben, und deshalb vergebe ich dir, was du meinem Sohn angetan hast.“ Ich drehte mich abrupt um und ging zurück in meine Zelle. Ich wusste nun, dass ich ein anderer Mensch geworden war.

Ein paar Tage später ging ich in den Besucherraum, weil meine Mutter gekommen war. Gleichzeitig war auch Maxines Freund auf dem Weg dorthin. Es ergab sich, dass wir zusammen in die Schleuse zum Besucherraum kamen. Die hintere Tür fiel ins Schloss. Die vordere war noch nicht geöffnet worden. Für einen Moment waren wir wieder miteinander allein. Er kauerte sich auf den Boden und versuchte, sein Gesicht mit den Händen zu schützen. Ich wurde fast ein bisschen böse auf ihn und befahl ihm aufzustehen: „Ich habe dir gesagt, dass ich dir vergeben habe. Ich tu dir nichts!“

Im Besucherraum setzte ich mich meiner Mutter gegenüber. Da kam seine Mutter zu mir herüber und dankte mir, dass ich ihren Sohn verschont hatte. Ich wusste darauf nichts zu sagen und murmelte nur: „Ich bin jetzt Christ.“ Ich hatte aus nichtigen Gründen Menschen mit meiner Pistole bedroht. Einige hatte ich mit meinem Messer verletzt oder mit einem Hammer auf sie eingeschlagen. Einmal hatte ich sogar einen Katholiken mit Benzin übergossen und angezündet. Aber jetzt war ich mir sicher, dass ich zu diesem Leben nie wieder zurückkehren würde und auch nicht zur UVF.



Wenig später kam ich in eine Zelle zusammen mit einem anderen gläubigen Christen. Wir sangen manchmal bis tief in die Nacht Lieder aus der Bibelstunde. Oft konnten wir



uns an einzelne Textpassagen der Lieder nicht erinnern, aber das hielt uns nicht vom Singen ab. Leider durften wir keine Liederbücher in die Zelle mitnehmen. Also konnten wir nur singen, was uns in den Kopf kam. Als Helfer in der Küche musste ich einige Zeit später einmal eine Schubkarre voll Kohlblätter zur Müllhalde bringen. Dabei wurde ich von einem Wärter begleitet. Ich leerte den Schubkarren aus, da entdeckte ich auf dem Müllberg einen Stapel roter Bücher. Es waren christliche Gesangbücher.

Ich hätte am liebsten sofort zugegriffen, aber ich wusste, dass ich mich sehr verdächtig gemacht hätte, wenn ich etwas vom Müll aufgehoben und eingesteckt hätte. Aber ich hatte schon einen Plan. Am folgenden Tag fegte ich im Hof alles Laub zusammen, nur um es zur Müllhalde bringen zu können. Diesmal fuhr ich mit der Schubkarre sehr nahe an die roten Bücher heran. Der Wärter, der

mich begleitete, hatte offenbar keinen Verdacht geschöpft. Unauffällig blickte ich mich zu ihm um – er sah gerade nicht zu mir hin –, ergriff schnell zwei der Bücher und steckte sie unter meine Jacke. Geschafft!

Als ich zu meinem Gefängnisstrakt zurückkehrte, schrie plötzlich jemand hinter mir: „Halt!“ Ein Wärter mit Hund rannte hinter uns her und versetzte damit meinen Begleiter in sofortige Alarmbereitschaft. „Pass auf! Die automatischen Kameras haben registriert, dass er etwas vom Müll aufgehoben und in seine Jacke gesteckt hat“, rief er seinem Kollegen zu. „Sie hätten besser aufpassen müssen!“ Das Gesicht des anderen Wärters wurde ganz grau. Er sah sehr betroffen aus. Ich musste mich mit dem Gesicht zum Zaun mit gespreizten Beinen hinstellen. Der Hund knurrte bedrohlich. Der Wärter nahm per Funk mit dem Kontrollraum Kontakt auf: „Achtung! Wir haben einen Gefangenen festgenommen und durchsuchen ihn jetzt. Over.“

Die beiden tasteten mich ab. Es dauerte nicht lange, bis sie fanden, wonach sie gesucht hatten. „Wir haben etwas gefunden“, sprach der eine in sein Funkgerät. „Was ist es“, ließ sich der Kontrollraum vernehmen. Ich hätte gern das Gesicht der beiden gesehen, wagte es aber nicht, mich umzudrehen. „Es sind ... zwei Gesangbücher. Over.“, stieß der Wärter hervor. Einen Moment war es still. Dann antwortete der Kontrollraum: „Bitte wiederholen. Over.“

– „Es sind zwei verdammte Gesangbücher!“, bellte der Wärter ins Funkgerät.

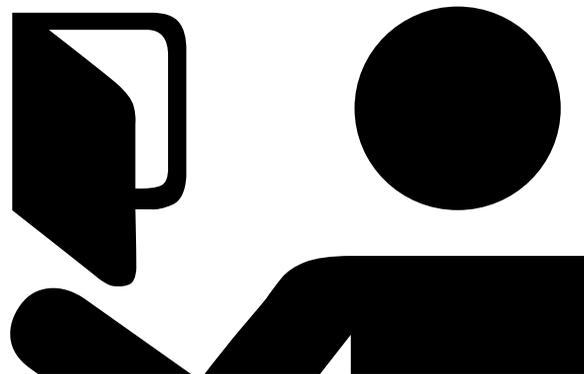
Ich wurde zum Verantwortlichen für den Gartenbereich gebracht, bei dem ich mich freiwillig zum Laubrechen gemeldet hatte. Die Wärter berichteten ihm, was vorgefallen war, und legten die beiden Bücher auf seinen Schreibtisch. Er wurde sehr wütend und brüllte mich zusammen. Als die Wärter gegangen waren, hielt er einen Moment inne und fügte hinzu: „Dass mir so was nicht wieder vorkommt! Haben Sie mich verstanden, Hamilton?“ Ich gab mich zerknirscht: „Jawohl. Es tut mir Leid!“ Er drehte sich um und verließ den Raum. Die beiden Gesangbücher lagen immer noch auf dem Schreibtisch. Da sie offenbar niemand haben wollte, steckte ich sie wieder unter meine Jacke und ging in meine Zelle.

An diesem Abend feierte ich mit meinem Zellenossen eine Musikgala. Wir sangen alle Lieder durch, die wir kannten, und dann fingen wir wieder von vorne an. Wir waren allerdings als Einzige in unserem Trakt in ausgelassener Stimmung. Die anderen schrieten, wir sollten endlich ruhig sein. Aber wir brüllten nur zurück: „Irgendwelche Liedvorschläge?“ und sangen weiter. Wir durften die Bücher auch später behalten, als einmal unsere Zellen durchsucht wurden.

Im Gefängnis galt das ungeschriebene Gesetz, dass sich die katholischen und die protestantischen

Gefangenen nicht gegenseitig behinderten oder verpöffen. Die Wärter waren unser gemeinsamer Feind. Aber miteinander zu sprechen, wäre dann doch etwas zu weit gegangen. Ich gewöhnte mir aber nun an, mich mit jedem zu unterhalten, ob Loyalist oder Republikaner, Dieb oder Sexualstraftäter. Zwei IRA-Männer sprach ich immer an, wenn ich ihnen begegnete, aber sie beachtetten mich nicht oder wandten sich mit dem Ausdruck des Ekels von mir ab. Mir war klar, dass es lange dauern würde, bis ich als Christ akzeptiert werden würde – besonders von den Katholiken. Aber ich machte unverdrossen weiter, grüßte sie und versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen.

Einmal saß ich allein im Hof und las in der Bibel, als die beiden IRA-Männer vorbeikamen. Im Vorbeigehen legte einer von ihnen ein Bonbon auf mein

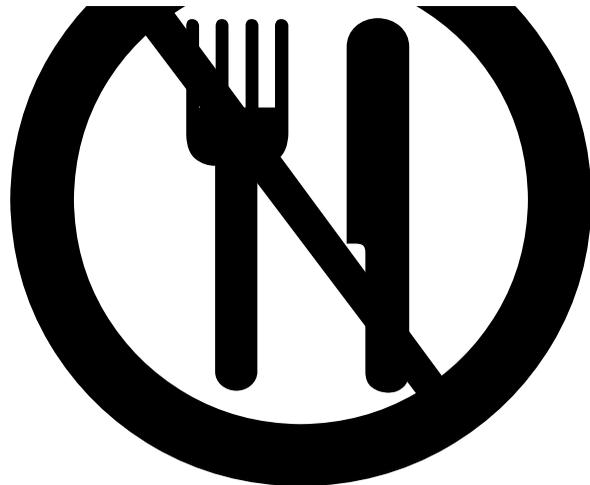


Buch. Ich sah überrascht auf, aber sie waren schon weitergegangen. Sie liefen einen großen Bogen und kehrten dann zu mir zurück. „Danke!“, rief ich. „Ich hoffe, das Bonbon ist nicht vergiftet.“ Die beiden lachten und hielten an. „Wir wollten sehen, ob du wirklich einer von diesen wiedergeborenen Christen bist.“, sagte der eine. „Und zu welchem Ergebnis bist du gekommen?“, fragte ich. „Ja, ich glaube, du bist wirklich einer“, antwortete er. „Wir haben dich eine ganze Weile beobachtet. Immerzu liest du in der Bibel. Du glaubst das Zeug offenbar wirklich.“ – „Und immerzu lächelst du. Ist das, weil du ein Christ bist, oder was?“, fügte der andere hinzu. „Ich würde auch gern Gott so wie du kennen lernen.“ Von diesem Tag an sprachen wir öfter miteinander.

Einige Zeit später bekam ich meinen ersten Hafturlaub. Ich hatte den beiden versprochen, ihnen eine Bibel in die H-Blocks mitzubringen. Wenn jemand mir einige Jahre vorher gesagt hätte, das Erste, was ich tun würde, wenn ich aus dem Knast käme, wäre, eine Bibel zu kaufen – und das für zwei IRA-Leute, hätte ich ihn sofort für verrückt erklärt. Aber genau das tat ich.



Nach meiner Rückkehr aus dem Hafturlaub brach in einem anderen Trakt eine Revolte aus. Alle irischen Gefangenen traten 1981 in einen Hungerstreik. Die



Gefängnisleitung machte allerdings keine Anstalten nachzugeben. Der Hungerstreik zog sich mehrere Wochen hin. Häftlinge, die sehr entkräftet waren, wurden nicht zwangsernährt. Und so starb der Erste an dem Hungerstreik. Der Direktor erklärte trotzdem, er sei zu keinerlei Zugeständnissen bereit. Kurz darauf starb der zweite Häftling. Ich war sehr geschockt und betete immer wieder, dass Gott den Aufstand beenden möge. Zuerst tat sich nichts. Weitere Häftlinge fielen dem Hungerstreik zum Opfer. Aber dann hörte ich, dass ein Gefangener aufgehört hatte, die Nahrungsaufnahme zu verweigern. Durch ihn brach die Front des Widerstands zusammen. Er hatte sich zum christlichen Glauben

bekehrt, und das hatte ihm den Mut gegeben, aus dem Hungerstreik auszusteigen.

Die Atmosphäre im Gefängnis blieb gespannt. Einige Zeit später saß ich beim Mittagessen im Speisesaal. Der Mann links von mir raunte mir zu: „Steh ja nicht auf. Wir machen einen Sitzstreik. Keiner rührt sich vom Fleck!“ Nun fand ich mich selbst in der Widerstandsfront wieder. Allen war bekannt, dass der Erste, der aufstehen wollte, sofort von allen anderen mit ihren stählernen Tablett beworfen wurde. Wer mit vielleicht 100 dieser Stahltablets bombardiert wird, ist hinterher kein Mensch mehr – und nicht mehr besonders lebendig. Dann können alle anderen aufstehen und gehen. Aber niemand möchte der Erste sein.

Die unerträgliche Spannung war fast mit Händen zu greifen. Aber ich dachte: Als Christ kann ich nicht bei einem Aufstand mitmischen. Ich wäre immer noch ein Terrorist, wenn ich solchen Befehlen Gehorsam leistete. Ich betete im Stillen: „Herr Jesus, zeige mir, was ich tun soll!“ Im selben Moment hatte ich das Gefühl, als würde mich eine unsichtbare Hand am Kragen packen und mich von meinem Stuhl hochziehen. Ich war tatsächlich aufgestanden! Langsam ging ich durch die Tische hindurch auf den Ausgang zu. Gleich würden mich die Tablett treffen und von den Beinen reißen. Aber nichts geschah. Ich fragte mich, was sie zurückhielt. In meiner Wahrnehmung war ich schon eine kleine

Ewigkeit im Saal unterwegs, in Wirklichkeit waren aber erst ein paar Sekunden vergangen. Trotzdem hätte schon längst etwas passieren müssen.

Einer hinter mir sagte laut: „Hamilton tut das nicht, weil er Angst hat, sondern weil er Christ ist.“ Keiner machte eine Bewegung. Ich ging weiter auf die Tür zu. Mein Herz schlug bis zum Hals. Ich stieß die Tür auf und ging hinaus. Im gleichen Moment sprangen etliche Häftlinge auf, die nur auf ihre Chance gewartet hatten, wegzurennen. Es wurden immer mehr. Der Aufstand war vorüber, bevor er richtig begonnen hatte. In meiner Zelle betete ich erneut: „Bitte, Herr Jesus, mach so was nie wieder mit mir!“

Trotzdem war ich nicht immer ein Musterhäftling. An einem Freitag arbeitete ich im Garten unter der Aufsicht eines Wärters. Ich pflanzte Rosenstöcke ein. Auf einmal begann es zu schütten. Der Wärter verließ schnell seinen Posten, um sich in einem Schuppen unterzustellen, und ich tat es ihm gleich. Ein Wolkenbruch kam herunter und wollte gar nicht mehr aufhören. Der Wärter fuhr mich an: „Warum haben Sie aufgehört zu arbeiten? Los, zurück zu den Rosen!“ Ich blickte ihn an und war nicht sicher, ob er Witze machte, aber er meinte es offenbar ernst.

Ich protestierte: „Ich hole mir eine Lungenentzündung, wenn ich bei diesem Regen weiterarbeite!“

Er erwiderte nur: „Das ist Ihr Problem und nicht meins. Und jetzt an die Arbeit!“ Ich wurde wütend. „Ich werde mich nicht nass machen. Ich weigere mich zu arbeiten“, blaffte ich ihn an. Ich vertraute auch auf den guten Ruf, den ich inzwischen in den H-Blocks genoss. Aber der Wärter ließ mir das nicht durchgehen und steckte mich in den Bestrafungsblock. Da saß ich und fragte mich, ob das eben wirklich passiert war. Bestimmt wird gleich jemand kommen und mich wieder herausholen, dachte ich mir. Aber ich blieb das ganze Wochenende lang eingesperrt. Die Geschichte machte im ganzen Gefängnis die Runde.

Andere Wärter kamen mich besuchen. Sie sagten mir, dass der Wärter, der mich bestraft hatte, ein neuer war. Er hatte seinen Job erst eine Woche vorher angetreten. Aber sie erklärten, dass sie ohne Anweisung des Gefängnisdirektors für mich nichts tun könnten. Und der hatte schon Dienstschluss. Am Montag kam der Direktor. Es war derjenige, der meine Taufe ermöglicht hatte. Ich las gerade in meiner Bibel, die ich mir hatte bringen lassen. „Was höre ich da, Hamilton? Sie haben sich geweigert zu arbeiten“, sprach er mich an.

Ich legte einen Finger auf die Seite, die ich las, und klappte das Buch zu. Dann berichtete ich, was geschehen war. Wie sich herausstellte, hatte der Direktor von dem Wärter schon eine ganz ähnliche Story gehört. Er hatte nur vergessen, den Wolken-

bruch zu erwähnen. Der Direktor ließ sich allerdings nichts anmerken. „Ich nehme an, Sie haben sich etwas gehen lassen“, sagte er. „Nein, das habe ich nicht. Mir gefiel nur die Haltung Ihres Wärters nicht“, gab ich ihm patzig zurück. Der Direktor lächelte ein wenig und antwortete: „Und mir gefällt Ihr Benehmen nicht. Ihr nächster Hafturlaub ist gestrichen.“

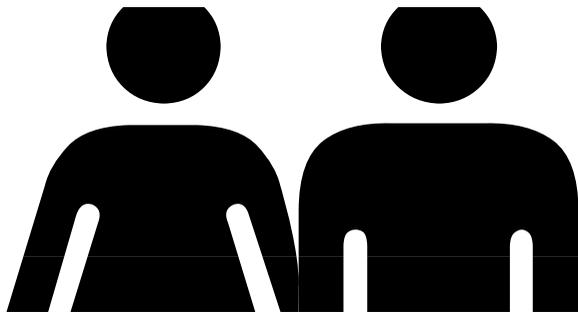
Das war ein Tiefschlag für mich. Ich hatte erwartet, dass ich nach allem erlittenen Unrecht nun endlich rehabilitiert würde. Aber der Direktor hatte nicht die Absicht, mir diesen Gefallen zu tun. Als er gegangen war, rief ich Jesus an: „Herr, du kannst bewirken, dass diese Entscheidung zurückgenommen wird. Du kannst machen, dass ich meinen Freigang bekomme.“ Dann öffnete ich die Bibel wieder an der Stelle, an der ich zu lesen aufgehört hatte. Der Satz, auf den mein Finger deutete, lautete: „Nein, das werde ich nicht tun.“ Ich konnte mich in dieser Angelegenheit also nicht einmal mit Gott streiten. Na ja, ich hätte es tun können, aber es hätte mir nichts genützt. Gott und ich diskutieren viel, und er behält immer Recht.



Nach wie vor freute ich mich sehr, wenn Sharon mich im Gefängnis besuchte. Falls ich jemals wieder heiraten würde, dachte ich mir, müsste es eine Frau wie sie sein. Weiter dachte ich nicht. Sharon

war ein Jugendschwarm von mir gewesen. Ich hätte mir nie einfallen lassen, dass sie vielleicht auch an mir interessiert sein könnte.

Während meines zweiten Hafturlaubs besuchte ich ihren Bruder Billy. Auch Sharon kam dazu. Wir saßen am Abend lange beisammen. Gegen Mitternacht entschuldigte sich Billy, er sei hundemüde, und ging ins Bett. Zum ersten Mal war ich mit Sharon allein. Im Gefängnis war immer jemand anderes dabei gewesen, wenn ich sie traf – und nicht zuletzt ein Wärter. Wir unterhielten uns bis zum frühen Morgen. Als die Sonne aufging, hatte es bei mir gefunkt. Als ich ins Gefängnis zurückkehrte, hatte ich ein Foto von ihr in meiner Bibel. Ich zeigte es überall herum: „Schaut her, Leute! Das ist mein Mädchen.“ Einige schüttelten den Kopf: „Die hat dich doch schon die ganze Zeit besucht. Wart ihr bisher noch nicht zusammen?“ Sieben Monate nach meiner Haftentlassung heirateten wir.



Ich höre die Worte des Direktors noch: „Hamilton, Ihre Haftstrafe ist verbüßt.“ Es war 1983. Wegen guter Führung wurde ich nach neun Jahren Gefängnis vorzeitig entlassen. Zum letzten Mal durchquerte ich den Gefängnishof. Auf dem Weg zum Tor begegnete ich einigen Wärtern. Bei einigen war ich froh, dass ich sie aller Voraussicht nach so bald nicht wiedersehen würde. Andere waren mir fast ein bisschen ans Herz gewachsen. Aber jetzt musste ich hinaus in ein neues Leben, wie auch immer es aussehen mochte.

Hamilton, der Terrorist, war in den H-Blocks gestorben. Nun verließ Hamilton, der Christ, das Gefängnis. In den ersten Wochen gewöhnte ich mich nur mühsam wieder an das Leben in Freiheit. Es war ungewohnt, die Haustür selbst zu öffnen und zu schließen, einen größeren Geldbetrag mit mir herumzutragen und selbst entscheiden zu können, wofür ich ihn ausgab. Sogar von einem richtigen Teller zu essen und nicht von einem Stahltablett, musste ich erst wieder lernen.

Gott blieb bei ihm, denn Gott ist treu. David fing nach seinem Knastaufenthalt an, bei einer christlichen Gefängnisarbeit mitzuarbeiten. Bis heute ist er unterwegs und erzählt Menschen von der verändernden Kraft der Liebe Gottes. Sein Leben ist ein lebendiges Beispiel dafür, dass die Liebe Gottes auch den tiefsten Hass im menschlichen Herzen besiegen kann.

Hat nicht Jesus unter größten Schmerzen am Kreuz für seine Peiniger gebetet? Seine Liebe hat den härtesten Test bestanden, darum ist sie echt. Wenn du Liebe suchst, dann suche sie bei Jesus.

Einige Fakten über Davids Leben

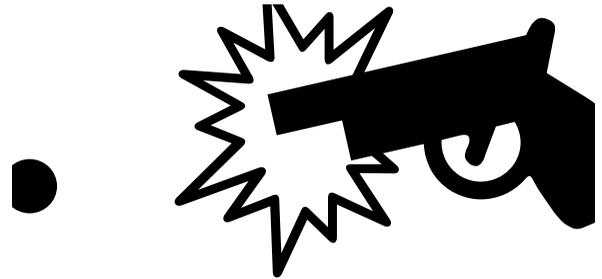
David Hamilton wurde 1956 in Cockstown im County Tyrone geboren. Sein Vater war Soldat in der britischen Armee. Als er neun Jahre alt war, zog seine Familie nach Belfast. Seit seiner Haftentlassung arbeitet er für „Prison Fellowship“ in Manchester. Zwei Jahre lang war er Leiter einer christlichen Jugendarbeit in Irland. Heute leitet er ein Schulungszentrum namens „The Ark“ in Manchester, das Männer und Frauen zu so genannten „Street Samaritans“ für Jugendliche in Not ausbildet. Mit seiner Frau Sharon hat er drei Kinder (Adam, Jonathan und April Joy). Zwei Kinder gingen zuvor aus seiner Ehe mit Maxine hervor.

Sein spannendes Lebenszeugnis mit noch mehr Details seiner Geschichte kannst du dir bei uns MP3-mäßig auf www.soulsaver.de runterladen.

Der Nordirlandkonflikt

Die Wurzeln der Feindschaft zwischen katholischen Iren und protestantischen Briten reichen bis weit

ins Mittelalter zurück. Die irischen Kelten hatten sich gerade erfolgreich gegen die Angriffe der Wikinger gewehrt, als die Normannen im 12. Jahrhundert begannen, ihren Einfluss auf der grünen Insel geltend zu machen. König Heinrich VIII. nahm ihnen ihr Land weg und ließ sich 1536 selbst zum König von Irland krönen. Bis zum 17. Jahrhundert dehnten die britischen Könige ihre Macht in Irland immer weiter aus, bis schließlich William III. von Oranien dem



irischen König James II. 1690 am Fluss Boyne eine vernichtende Niederlage bereitete. James musste nach Frankreich fliehen. 14.000 Iren wurden mit ihm ins Exil geschickt.

Die Briten machten die Einheimischen zu Bürgern zweiter Klasse. Iren durften kein Land besitzen und es nur für begrenzte Zeit pachten, sie wurden im Handel benachteiligt und hatten keine politischen Rechte. Mehrmals versuchten die Iren vergeblich, sich gegen die verhassten Besatzer zu erheben.

Symbolträchtig war der Osteraufstand von 1916, als Iren strategisch wichtige Gebäude in der Hauptstadt Dublin besetzten und die Republik Irland ausriefen. Nach vier Tagen wurde der Aufstand niedergeschlagen, und die Anführer wurden hingerichtet.

Im Verlauf der Jahrhunderte wanderten viele Engländer und Schotten vor allem nach Nordirland ein, wo sie schließlich die Mehrheit der Bevölkerung bildeten. Nordirland besteht im Wesentlichen aus der Provinz Ulster und hat etwa die Größe Schleswig-Holsteins. Zwischen 1919 und 1921 kämpfte die IRA gegen die britische Armee und Polizei. Erstmals begann sich eine Spirale von Terroranschlägen und Racheaktionen zu drehen. Darauf gewährte Großbritannien Irland die Unabhängigkeit, die 1937 in einer Volksabstimmung bestätigt wurde. Nordirland mit seiner protestantischen Bevölkerungsmehrheit blieb davon jedoch ausgenommen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahmen die Konflikte um die Vorherrschaft in Nordirland zu. Ab 1969 eskalierten Proteste und Gewalt immer mehr. Der 30. Januar 1972 ging als „Bloody Sunday“ in die Geschichte ein. Während eines irischen Protestzugs von Belfast nach Derry (in britischer Schreibweise Londonderry) erschossen britische Fallschirmjäger 14 Demonstranten. Eine erste britische Untersuchung, die nur elf Tage dauerte, ergab, dass die britische Armee provoziert worden war und „angemessen“ reagiert habe. Die Iren

bestehen jedoch bis heute darauf, dass friedliche Demonstranten grundlos zusammengeschossen worden seien.

Das Jahr 1972 war das blutigste der nordirischen Geschichte. Rund 470 Menschen wurden bei Unruhen getötet, vor allem Zivilisten. Es gab 1.400 Bombenanschläge und mehr als 10.000 Schusswechsel. 36.000 Hausdurchsuchungen wurden veranlasst. Die blutigen Kämpfe zwischen IRA und britischen Loyalisten in Nordirland führten dazu, dass sich die Bevölkerung der Städte zunehmend separierte, so dass rein katholische und rein protestantische Wohnviertel entstanden. 1981 starben zehn inhaftierte IRA-Mitglieder bei einem Hungerstreik.

Nach langwierigen Friedensbemühungen wurde 1998 unter Führung des britischen Premierministers Tony Blair und des Chefs des politischen Arms der IRA, Gerry Adams, das so genannte Karfreitagsabkommen geschlossen. In ihm wurden das Verhältnis von Nordirland zur Republik Irland einerseits sowie zu England, Schottland und Wales andererseits grundlegend neu definiert. Beide Seiten verpflichteten sich zur Entmilitarisierung, die freilich nur allmählich und Zug um Zug verwirklicht werden kann. Ob das Karfreitagsabkommen den Durchbruch zu einer friedlicheren Zukunft in Nordirland bedeutet, wird sich wohl erst in einigen Jahren endgültig herausstellen.

Die Geschichte des
ostafrikanischen Terroristen
Stephen Lungu

BEGEGNUNG MIT GOTT IM BRENNENDEN ZELT

Eines Tages stand dieses große Rundzelt auf einem Feld nahe unserer Stadt. Jeden Abend strömten viele Menschen hinein, und dann konnte man sie gemeinsam singen hören. Ich hatte in Erfahrung gebracht, dass das Zelt einer christlichen Missionsgesellschaft aus Südafrika gehörte.

Ich rief die Mitglieder meiner marxistischen Befreiungsgruppe zusammen. „Hört her, aus Südafrika kommt nichts Gutes!“, sagte ich meinen zwölf Jungs. „Das ist das Land der Rassentrennung. Warum kommen diese Leute hierher und predigen uns ihren Gott? Sie wollen uns einer Gehirnwäsche unterziehen. Ich schlage vor, wir erteilen ihnen eine Lektion.“ Meine revolutionäre Rede verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Milizionäre stimmten mir lebhaft zu.

Wir kämpften damals in den 60er Jahren gegen die Unterdrückung der Schwarzen in der britischen Kolonie Rhodesien. Für uns hieß das Land immer noch Simbabwe. Ich setzte meinem Einsatzkommando meinen Plan auseinander: „Postiert euch in Zweiergruppen rings um das Zelt. Ich werde hineingehen und mich zwischen die Zuhörer setzen. Wenn ich wieder herauskomme, schleudert eure Steine und Benzinbomben in den Zelteingang.“

Von meinem Handgelenk baumelte locker eine Papiertüte, in der sich fünf Molotowcocktails befanden. Ich suchte mir in der letzten Bank einen Platz. Eine Missionsveranstaltung war bereits in vollem Gange. Ein etwa 30-jähriger schwarzer Prediger stand auf dem Podium und blickte über das Publikum hinweg zum Zelteingang.

Dann begann er mit lauter Stimme: „In Römer 6,23 steht: ‚Denn der Tod ist der Sünde Sold.‘ Gott schenkt uns aber in der Gemeinschaft mit Jesus Christus das ewige Leben, das schon jetzt beginnt und niemals aufhört.“

Ich wollte gerade meinen Jungs das vereinbarte Zeichen geben. Da zog der Prediger erneut meine Aufmerksamkeit auf sich. Er war einen Moment still. Dann fügte er leise hinzu: „Ich muss weinen. Ich muss weinen, denn Gott hat mir gesagt, dass viele Menschen hier heute Abend sterben müssen, wenn sie Jesus Christus nicht in ihr Leben aufnehmen.“

Was war das für eine Show? Ich spürte, dass der Prediger mit seinem harten Bibelzitat gegen meinen Willen auch mich angesprochen hatte. Aber nun hörten sich seine Worte beinahe so an, als würde er unseren Plan kennen. Wenn das so war, dann wusste er auch, wer wir waren. Ich hatte also keine Zeit mehr zu verlieren. Ich langte in meine Tüte, um eine Benzinbombe herauszuholen.

Der Prediger fuhr fort: „Ihr habt alle gesündigt. Ihr habt betrogen, gelogen und anderen Menschen Unrecht getan.“ Ich musste an all das Böse denken, das ich in letzter Zeit getan hatte. Mir wurde der Hass in mir bewusst, der mich fast aufzehrte. Ich hatte das Gefühl, als ob der Prediger direkt mich ansprach und alle Sünden, die ich jemals begangen hatte. Ich vergaß den geplanten Überfall und meine Leute, die draußen vor dem Zelt lauerten. Ich musste ihm weiter zuhören.

Jetzt sprach der Prediger von Jesus. Er sei kein großer Herrscher, sondern ein armer, ohnmächtiger Mann aus dem Volk gewesen. Er hatte kein Zuhause und kein Geld. Er stammte aus einem Volk, das von einer fremden Macht unterdrückt wurde – genauso wie wir. Und doch hatte er gewaltige Vollmacht. Er heilte Kranke und machte sogar Tote wieder lebendig. „Schließlich wurde er von denen umgebracht, zu deren Rettung er gekommen war“, sagte der Prediger. „Durch seinen Tod versöhnte er Gott mit den Menschen. Jeder, der das will, kann

Jesus in sein Leben aufnehmen“, sagte der Prediger. „Ihr könnt eure Sünde und Armut gegen seine Liebe und seinen Reichtum eintauschen.“

Plötzlich verstand ich, welchen Tausch mir Jesus anbot. All der Schmerz, die Einsamkeit, der Selbsthass und die Angst, die mich bestimmten, wurden mir bewusst. Mir liefen die Tränen über die Wangen. Ich wollte frei werden von dieser unerträglichen Last, die meine inneren Verletzungen und das Böse mir aufgebürdet hatten. Ich ergriff meine Tüte, bahnte mir einen Weg durch die Stuhlleihen und ging nach vorne.

Kurz bevor ich den Prediger erreicht hatte, versagten meine Beine und ich fiel vor ihm zu Boden. Ordner eilten herbei und ergriffen mich. Sie wollten den Prediger schützen und mich von ihm wegziehen. Da kam ein Hagel von Steinen ins Zelt geflogen. Angst erfasste das Publikum. Meine Männer hatten losgeschlagen, ohne auf mein Signal zu warten. Eine Benzinbombe explodierte außen an der Zeltwand und setzte sie in Brand. Die Menschen im Inneren schrieten in Panik und drängten zum Ausgang. Weitere Benzinbomben schlugen auf dem Zeltdach auf.

Der Prediger stand noch immer bewegungslos auf dem Podium. Er schloss die Augen und konzentrierte sich, wie um zu beten. „Kann dein Jesus einen wie mich retten?“, rief ich ihm zu. Er blickte

mich an. „Ja“, sagte er bestimmt, „Jesus starb für dich. Gott liebt dich.“ Jetzt, da ich mit dem Prediger in direkten Kontakt getreten war, erwachte mein Rebellionsgeist wieder. Was hatte Gott jemals für mich getan? Er hatte zugelassen, dass ich immer wieder von den Weißen gedemütigt worden war. „Dafür bringe ich dich um“, schrie ich den Prediger an.

Ich tastete nach dem Revolver, der in meinem Hosenbund steckte. Aber etwas hielt mich zurück. Ich nahm wieder meine Umgebung wahr. Das Zelt war inzwischen fast leer. Drei Viertel der Zeltwände brannten bereits. Brennende Stoffetzen rauschten zu Boden oder wirbelten durch die Luft. Der Prediger nahm mich am Arm und führte mich behutsam hinaus. Ich sah noch die letzten Zuhörer, die in allen Richtungen davonrannten. Wir gingen zu einem Baum in der Nähe und ließen uns darunter nieder. Ich musste daran denken, dass wahrscheinlich in Kürze die Polizei hier auftauchen würde. Aber ich konnte mich von dem Prediger nicht losreißen.

Er forderte mich auf, etwas über mich zu erzählen. Und ich berichtete ihm von meinem Leben. Es war das erste Mal, dass sich jemand dafür interessierte. Ich erzählte ihm, wie mich mein Vater verachtet und verstoßen hatte. Meine Mutter hatte mich als Kind ausgesetzt. Nachts hatte ich unter Brücken geschlafen und tagsüber in stinkenden Mülltonnen nach etwas Essbarem gesucht. Schließlich hatte

ich mich der marxistischen Kampfgruppe angeschlossen, die ich heute anführte.

Der Pastor blickte mich mitleidig an. Das hatte ich bisher noch nie erlebt. „Ich möchte dir etwas vorlesen“, sagte er und schlug seine Bibel auf. „Dies ist ein Text, der für Leute wie dich bestimmt ist. Psalm 27,10: „Wenn Vater und Mutter mich verstoßen, nimmst du, Herr, mich doch auf.“ In diesem Moment spürte ich die Liebe Gottes.

Ich kniete nieder und betete: „O Gott, ich habe nichts, ich bin nichts, ich kann nicht lesen und nicht einmal meinen Namen schreiben. Nimm mich auf, bitte, nimm mich auf. Ich bereue all das Böse, das ich getan habe. Jesus, vergib mir und nimm mich an.“

Wenig später waren von dem Zelt nur noch rauchende Trümmer übrig. Offenbar hatte niemand den Brand bemerkt. Die Polizei ließ sich nicht blicken. Darauf ging ich selbst zum nächsten Revier und stellte mich. Meine Waffe gab ich ab. Nach acht Stunden Arrest und Verhören wurde ich freigelassen. Ein Polizist gab mir Geld für meine erste Bibel.

(Stephen Lungu lernte lesen und schreiben und besuchte eine Bibelschule. Er nahm an Missionsein-sätzen in Botswana, Sambia, Südafrika, Mosambik und seinem Heimatland Simbabwe teil. Heute ist er Prediger im benachbarten Malawi.)

Walid Shoebat

EIN LEBEN INMITTEN DES NAHOST-KON- FLIKTS

Als Kind warf er Steine gegen die jüdischen Beter an der Klagemauer, dann wurde er Terrorist und später in Chicago Fundraiser für die PLO. Heute glaubt er an Jesus Christus. In unserem Exklusiv-Interview schildert Walid Shoebat sein Leben inmitten des Nahost-Konflikts.

Walid Shoebat, wie sind sie aufgewachsen?

W. Shoebat: Mein Großvater hatte Land in Beit Sahur, in der Nähe von Bethlehem. Er war ein guter Freund von Haj Amin-Husseini, dem Großmufti von Jerusalem (und Kollaborateur von Adolf Hitler). Sein Ziel war, die jüdische Gesellschaft in islamischen Ländern zu zerstören. Als ich sechs war, gab es einen Krieg, den aber Israel gewann.

Ich wuchs in einer islamischen Familie auf, mein Vater war Muslim. Er war Mukhtar, das heißt, er

war der islamische Ortsvorsteher von Beit Sahur. Meine Mutter war Amerikanerin, er hatte sie an der Humboldt-Universität kennen gelernt. Sie entschied sich, nach Israel – damals war dieser Teil noch Jordanien – zu kommen. Er zwang sie, zum Islam zu konvertieren. Weil sie mehrfach versucht hatte zu fliehen, nahm er ihr den Pass weg. Sie durfte nicht mehr nach Hause. Insgeheim blieb sie aber Christin.

Als Schuljunge sollen Sie Popcorn essend Holocaustfilme angeschaut haben?

W. Shoebat: Ja, das war bei uns zu Hause. Das israelische Fernsehen zeigte diese Dokumentationen damals mehrere Tage lang. Es gab damals nur zwei Fernsehsender: einen jordanischen und einen israelischen. Wir hatten also keine Chance, um dieses Thema heranzukommen.

Die Holocaustfilme amüsierten mich. Ich glaubte nämlich nicht, dass es diese Verbrechen wirklich gegeben hat. Wir hatten schließlich in der Schule gelernt, das alles sei bloß jüdische Propaganda, etwas nachträglich konstruiertes und keine Wahrheit. Mit der Popcorn-Tüte in der Hand schaute ich mir also diese Sachen an. Wir fanden das lustig: „Wie konnten die nur so viele kahl rasierte Darsteller finden?“ Wir gingen nicht davon aus, dass diese Körper real wären. Wir dachten nur: „Wer diese Filme gemacht hat, der muss ein Genie sein.“

Schulfach Antisemitismus

Sie glaubten, die Holocaustfilme wären Propaganda, und das machte Sie wütend und zum Terroristen?

W. Shoebat: Ja, genau. Es ist wichtig zu sehen, wie Hitler die deutsche Gesellschaft „entführte“: Er hat ihnen die Bildung geraubt; Gehirnwäsche. Er stellte die Juden als Ratten dar und sein eigenes Volk als die große arische Rasse. Der Islam tut nach wie vor dasselbe. Juden hatten in Nazi-Deutschland keine Rechte. In islamischen Ländern sind sie ebenfalls benachteiligt. Zu Hitlers Zeit lebten sie in Gettos – in islamischen Ländern dürfen sie nicht die großen Straßen verwenden, sondern müssen durch die schmalen gehen. Ein Jude darf nicht neben einem Muslim bauen und auch nicht neben einem beerdigt werden. Es heißt, die Muslims seien eine spezielle Rasse, ganz besondere Menschen. Die Juden werden „Affen“ genannt. Genau das, was in Nazi-Deutschland geschah, wird heute in palästinensischen Schulen gemacht.

So eine Haltung haben Sie in der Schule gelernt?

W. Shoebat: Ja. Die Bildung wird einem geraubt. Die Erziehung ist mit der aus dem Hitlerreich zu vergleichen. Oder die ganze Haltung der islamischen Welt zum Kampf gegen das Judentum. Sie entspricht genau Mohammeds Aussage in der Hadith: „Ihr werdet die Juden so lange bekämpfen und töten, bis sie sich verstecken. Aber der Stein

und der Baum werden sagen: »Oh Muslim, oh Diener Allahs, ein Jude versteckt sich hinter mir. Komm und bring ihn um!«

Sie wurden Terrorist. Haben Sie sich selbst dafür entschieden, oder war das einfach eine Folge der Indoktrination in der Schule?

W. Shoebat: Das war wegen der Indoktrination. Die hatten wir aber nicht nur in der Schule. Die Indoktrination ist in der Kultur, in den Moscheen, in den Zeitungen und den Medien sowie in den Straßen auf Graffiti. Oder in den Liedern, der Kunst – schlicht in allem. Alles ist antisemitisch, alles. Als ich meine Heimat wieder besuchte, konnte ich nicht einen einzigen Meter Mauer ohne Graffiti finden, ob das nun ein Haus oder sonst eine Mauer war.

Dies hat sich im Jahr 2004 nicht geändert?

W. Shoebat: Nein. Es gibt überall Graffiti wie: „Killing Jews“, „Destroying Jews“, „Revolution“ und „War“.

„Dann warf ich die Bombe ...“ (Die Gehirnwäsche funktionierte: Walid Shoebat warf nicht mehr nur Steine gegen die jüdischen Beter an der Klagemauer. Er wurde Terrorist.)

Irgendwann wurden Sie selber zum Terroristen. Welche Aktionen haben Sie da ausgeführt?

W. Shoebat: Na ja, man fängt klein an und hört groß auf. Ich begann mit Steinewerfen, und zuletzt

landete ich im Gefängnis, weil ich in Jerusalem einen Bombenbastler besucht hatte. Er hatte mir eine Bombe mit Zeitzünder hergestellt. Wegen der Kontrollposten in der Altstadt und an den Toren versteckte ich sie in einem Brot. Es gelang mir, die Bombe aus der Altstadt zu schmuggeln. Ich wollte sie in Bethlehem in der israelischen Bank Leumi detonieren lassen. Dann sah ich dort aber arabische Kinder spielen, die wollte ich nicht verletzen. Ich warf die Bombe deshalb auf das Dach

der Bank. Fünf Minuten später explodierte sie. Ich sah eine riesige Rauchsäule und rannte heim. Es dauerte drei Tage, bis ich herausgefunden hatte, dass niemand verletzt wurde. Zum ersten Mal wusste ich, wie es sich anfühlt, wenn Blut an den eigenen Händen kleben könnte. Aber zum Glück war niemand dabei umgekommen. Gesehen habe ich aber alles schon mal, auch Leute, die bei Demonstrationen gestorben waren.

(Bei diesem Attentat war Walid Shoebat 16 Jahre alt. Bei einer anderen Gelegenheit erschlug er mit Kollegen

beinahe einen israelischen Soldaten, der versuchte, einen Steinwerfer zu fangen. Sie hatten mit einem Knüttel auf ihn eingeschlagen, bis er stark blutete, so Shoebat. Jemand ist ihm dann zu Hilfe gekommen, so dass der Soldat davonkam.)

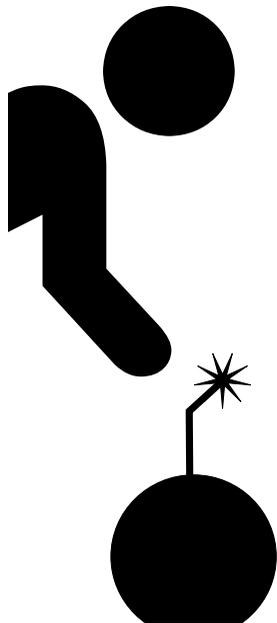
Dann gingen Sie nach Chicago und wurden Fundraiser für die PLO. Was genau haben Sie gemacht?

W. Shoebat: Ich habe in Chicago in einem amerikanischen Regierungsprogramm für die arabischen Studenten am „Loop College“ mitgearbeitet. Ich war dort Präsident der palästinensischen Verbindung und arbeitete zum Beispiel als Übersetzer. Auf Englisch spielte ich meine Rolle, auf Arabisch sagte ich die Wahrheit. So organisierten wir eine Fundraising-Party. Auf Arabisch sagten wir, dass sie für die PLO ist – die Wahrheit. In der englischen Übersetzung behaupteten wir, dass wir die Kultur unterstützen wollten, denn schließlich brauchten wir Geld. So erhielten wir zum Beispiel auch Geld von der amerikanischen Heilsarmee.

Oder wir organisierten palästinensische und islamische Kundgebungen in Chicago, lauter solche Sachen.

Eines Tages wurden Sie Christ. Wie ist das gegangen? Das ist ja kein normaler Wechsel.

W. Shoebat: Ja, das ist nicht ein normaler Wechsel. Ich war mit einer katholischen Frau verheiratet



und wollte sie zum Islam bekehren. Ich unterbreitete ihr den Koran und sagte ihr, wie toll dieses Buch sei. Sie sagte, sie wüsste nicht, warum sie sich von ihrem Glauben trennen sollte. Ich sagte ihr: „Deine Religion ist korrupt. Die Juden haben sie dazu gemacht. Die Juden haben die Propheten umgebracht. Wie kannst du den Juden trauen?“ Sie sagte: „Kannst du mir die Probleme in der Bibel zeigen?“ Also legte ich mir eine zu und fand die Geschichte von David und Batseba. Ich sagte zu meiner Frau: „Schau, hier: Wie kann ein Prophet so etwas Mieses mit dieser Frau tun und ihren Mann umbringen? Mohammed hat solche Sachen nie getan!“ Dann las ich wieder im Koran und fand die Geschichte von Said, einem Adoptivsohn von Mohammed. Mit dessen Frau wollte Mohammed ins Bett ... Ich hatte immer gut über den Koran gesprochen. Doch nun sah ich, dass da drin auch solche Geschichten stehen. Warum ging Mohammed mit der Frau seines Adoptivsohns ins Bett? In der Bibel kam immerhin der Prophet Nathan zu David und sagte: „Was hältst du von einem Mann, der die Frau eines anderen nimmt und ihn selber umbringen lässt?“ Nathan sagte dann: „Du bist dieser Mann!“ David bereute. Es gab allerlei Strafen für ihn. Im Koran geschah aber nichts dergleichen. Was Mohammed tat, gilt damit als gute Sache.

Also schaute ich in den Spiegel. „Moment mal“, sagte ich zu mir. „Selber bin ich jetzt auch nicht perfekt.“ Ich griff wieder zur Bibel und las über Israel

und wie Gott dieses Land in der Vergangenheit geplant hatte und wie er Dinge vorausgesagt hatte. Er hatte alles so kommen sehen, wie es dann auch eintraf. Er zeichnete sich dadurch aus als Gott der Prophetie, als ein Gott, der in der Vergangenheit die Zukunft gesehen hat. Allein 8.352 Verse der Bibel behandeln Prophetien; die meisten davon sind mittlerweile erfüllt.

Ich erkannte, dass ich selber schlecht war – und nicht die Juden, wie man mir beigebracht hatte. Warum haben wir Kinder denn Steine gegen Juden geworfen? Warum haben wir Bomben gelegt? Ich hatte nie einen Juden kennen gelernt, nie mit einem geredet. Aber sie zu hassen war eine Leidenschaft. Warum eigentlich? Weil jemand sie als Feinde gebrandmarkt hatte, Satan nämlich. Er ist der Zerstörer von jedem, auch von den Muslims. Er hasst uns. So begann ich, Satans Absichten zu verstehen. Und das ist das Problem des Islam. Man setzt sich nicht mit ihm auseinander und weiß nicht, wer er ist und was für schlechte Dinge er tut. Satan wird als dumm dargestellt. Seine Mission sei es, uns zum Trinken, Spielen und Sündigen zu verleiten. Aber das ist nicht seine Mission. Sein Ziel ist es, zu verhindern, dass wir Gott sehen können.

Das begann ganz am Anfang der Weltgeschichte, in der Genesis. Der Sündenfall fehlt aber im Koran. Wenn es den Sündenfall nicht gibt, braucht es auch die Erlösung nicht.

Ich teilte meine Entscheidung einem Diplomaten von Arafat mit. Und alles, was der mir sagen konnte, war, dass ich meine Religion und mein Volk verraten hätte. Auch meine Familie hat mich verstoßen. Sie haben sich von mir abgewandt und mir meinen Grundbesitz dort genommen. Ich lernte, dass Christsein mit Leiden verbunden ist.

Fühlen Sie sich wie Mose in der Wüste?

W. Shoebat: Ja, schon. Ich bekomme diverse Sorgen von Christen und messianischen Juden mit. Und ich kann mir vorstellen, wie sich Mose gefühlt haben muss. Manchmal sagen die Leute, wenn ich spreche, sollte ich nicht auf die Bibel verweisen. Aber wie kann ich das lassen? Mose ist auf den Sinai gegangen, um dort die Gesetzestafeln zu erhalten. Dann sagten die Leute: „Komm herunter, wir haben hier einen eigenen Gott“ – das goldene Kalb. Manchmal fühle ich mich so. Die Leute wollen miteinander einen friedlichen Weg finden, aber außerhalb der Bibel. Wie kann man Frieden haben, wenn man sich nicht darum schert, was Gott über die betreffenden Länder gesagt hat?

Ihr Ziel ist, aus Amerika in den Nahen Osten zurückzugehen und die Gehirnwäsche rückgängig zu machen. Wann und wie wollen Sie dies tun?

W. Shoebat: Ich warte auf eine Einladung aus Israel.

Ein Interview von Daniel Gerber.

Nassim Ben Iman

WESHALB ICH KEIN TERRORIST GEWORDEN BIN

Meine ersten Lebens- und Schuljahre verbrachte ich in einem arabischen Land. Mein Umfeld war ausschließlich muslimisch und so war auch meine Erziehung und Prägung. Ich besuchte eine Koranschule, lernte Suren aus dem Koran auswendig und war stets bemüht, ein vorbildlicher, frommer Muslim zu sein. Ich wuchs in einer sehr gläubigen Familie auf, bei der das Einhalten des muslimischen Lebensstils oberste Priorität war.

Wie dieses Leben aussieht, möchte ich hier kurz beschreiben: Muslime glauben an Allah und an die Sendung des Propheten Muhammad. Wenn ein Mensch Hoffnung auf das Paradies haben möchte, muss er die fünf Säulen des Islam einhalten:

- das Rezitieren des Glaubensbekenntnisses,
- das rituelle Gebet auf Arabisch fünfmal am Tag in Richtung Mekka,
- Almosen für die Armen,
- 30-tägiges Fasten im Monat Ramadan, und
- einmal im Leben eine Pilgerfahrt nach Mekka.

Doch selbst wenn ein Muslim versucht, diese fünf Säulen des Islam nach bestem Gewissen einzuhalten, gibt es für ihn keine Gewissheit, ob er ins Paradies gelangt, denn er weiß nie, ob seine guten Taten die schlechten überwiegen.

Muslime glauben, dass am Tag des Gerichts ihre Taten auf einer Waage gewogen werden. Da Allah in seiner Entscheidung völlig frei ist, weiß kein Mensch, ob er die Erlösung bekommt oder nicht. Der einzig gewisse Weg ins Paradies im Islam ist der Märtyrertod im „jihād“, dem kämpferischen Einsatz für Gott und sein Werk, so verspricht es der Koran.

Der Islam durchdringt alle Lebensbereiche eines Volkes, einer Familie und des einzelnen Menschen. Er vermittelt Richtlinien für den persönlichen Glauben, für die Politik und die Wirtschaft und auch für das Leben in Familie und Gesellschaft. Es war nie nur mein privater Glaube, sondern ich musste in allem, was ich tat und sagte, zum Ausdruck bringen, dass ich ein gottesfürchtiger Muslim war.

Später wanderten wir nach Deutschland aus. Auch hier versuchte ich weiter, meinen gewohnten Lebensstil beizubehalten. Ich stellte jedoch recht schnell fest, dass der Wechsel in eine völlig andere Kultur nicht gerade förderlich für meine religiösen Absichten war. In der Kleinstadt, in der wir wohnten, gab es nicht einmal eine Moschee und Glaubensgenossen gab es in meiner Umgebung kaum.

Es waren Jahre, die einer Zerreißprobe gleich kamen, und das war ein recht bedrückendes Gefühl. Der arabische Esel zog in die eine Richtung, der deutsche Mercedes in die andere. Meine Eltern bemühten sich mit allen Mitteln, mich vor dem Verfall der Moral in der westlichen Kultur zu bewahren. Sie waren der Ansicht, dass jegliche Integration in die deutsche Gesellschaft der Grundstein wären für ein Leben mit Drogen, Alkohol und anderen Exzessen. Ich widersprach meinen Eltern nicht, denn das zu tun, war im Orient eine schwere Sünde. Als Leitsatz wurde uns Folgendes beigebracht: „Wenn wir sagen, die Milch ist blau, dann ist sie nur blau.“

Natürlich hatten arabische Erziehung und arabisches Familienleben viele gute Seiten – besonders für mich als Mann. Ich rührte im Haushalt keinen Finger und wurde durch die weniger wert geltenden Geschöpfe namens Mutter und Schwester bemuttert und zur absoluten Unselbstständigkeit erzogen. So kam es, dass ich noch mit über zwanzig Jahren weder ein Spiegelei braten noch Kaffee kochen konnte.

Die Stimmung in meiner Familie hatte auch zur Folge, dass ich als Allah liebender, überzeugter Muslim alle Deutschen als Gräuelsünder gegen Gott abstempelte. Ich verband mit dem Wort Christentum die abscheulichste Art, sein Leben an den Geboten Allahs vorbei zu führen. Zu dem Zeitpunkt

war ich davon überzeugt, dass durch Terrorismus und Selbstmordattentate auch ich Allahs Gunst erwerben könnte. Es gab Zeiten in meinem Leben, in denen ich gelebt, gedacht und gehandelt hätte wie die Attentäter vom 11. September. Das Gedankengut, aus dem solche Taten geboren werden, lebte auch in mir und nichts hätte mich im Ernstfall davon abgehalten, selbst eines der Flugzeuge zu steuern. Damals war ich überzeugt davon, dass ich bereit sein musste, gegebenenfalls durch Terrorismus oder ein Selbstmordattentat meinen persönlichen Beitrag zum Islam zu leisten. Ich empfand tiefste Befriedigung beim Ansehen abscheulichster Bilder von Terroranschlägen und Selbstmordattentaten in den Nachrichten. Ich dachte ernsthaft, dass Allah durch solche Taten Freude bereitet wurde.

Sind nun alle Muslime und alle Araber potentielle Terroristen? Ich möchte versuchen, diese Frage zu beantworten und meine Antwort auch zu erläutern: Der Geist des Heiligen Krieges ist ein Teil des Islam. Jeder Muslim hat darum durch seine Erziehung und sein Umfeld latent einen Geist und eine Gesinnung des „heiligen Terrors“ in sich. Es verhält sich ähnlich wie mit einem Saatkorn: Alle genetischen Informationen sind für ein Wachstum darin enthalten, doch so lange es nicht begossen wird und auch sonst die klimatischen Bedingungen nicht vorhanden sind, schlummert es und kann nicht wachsen. Doch wenn die notwendigen Faktoren in einer geeigneten Konstellation zusammentreffen,

dann kann jeder echte Muslim, sogar der eher säkular eingestellte, zum Terroristen werden.

Faktoren, die eine solche Entwicklung begünstigen können, sind soziales Elend, Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen und ein bewusster Eifer für den Islam. Wenn dann noch eine persönliche, direkte oder indirekte sehr negative Erfahrung mit Nicht-Muslimen hinzukommt, z.B. der Tod eines Freundes oder eines Verwandten im Nahen Osten, dann ist nur noch der Zugang zu Waffen und Sprengstoff erforderlich, um zu töten.

Ich hasste die Juden und mit geringerer Intensität auch alle anderen Nicht-Muslime – obwohl ich persönlich weder Juden kannte noch mit deren Geschichte oder Kultur vertraut war. Es hieß: Juden sind unsere Feinde und Allah hasst sie. Allah habe die Juden mit Absicht so geschaffen, dass sie von Natur aus körperlich mehr stinken als andere Menschen.

Doch ich sollte einen Sinneswandel erfahren – aber wie kam es dazu? Ist es überhaupt möglich, dass ein überzeugter Muslim die Seiten wechselt? Nach meinem Wissen und nach meiner Erfahrung muss ich mit einem eindeutigen „Nein“ antworten – es sei denn sie erfahren eine tiefgehende Veränderung im Herzen. Lassen Sie mich weiter erzählen, wie es bei mir dazu gekommen ist:

Während meiner Schulzeit lernte ich meinen heu-

tigen besten Freund I. kennen. Er kam aus einer Familie gläubiger Christen. Bis dahin ging ich davon aus, dass alle Menschen in meinem Umfeld Christen sind – schließlich lebte ich in einem christlichen Land. Alles was ich sah, sagte mir, dass diese Menschen Sünder waren, die Gräueltaten gegen Allah verübten. Viele lebten in Alkoholexzessen und Ehebruch. Die Art, wie sie Feste feierten, erinnerte mich an Sodom und Gomorrha.

Beim Betreten des Hauses der Familie meines Freundes empfand ich jedoch eine Atmosphäre, die ich bis dahin nicht kannte. Es lief keine laute Musik, der Fernseher war aus und es gab keinen Stress, sondern eine Art von Frieden, den ich so noch nicht empfunden hatte. All die Jahre, in denen ich diesen Freund immer wieder besuchte, war es derselbe auffällige, unerklärliche Friede. Mein Erstaunen war groß, als ich erkannte, dass die meisten Menschen im sogenannten christlichen Abendland nur scheinbar Christen sind, dass sich ihr Leben aber elementar von der Lehre der Bibel unterscheidet. Ich lernte dadurch, zwischen einem formellen Christentum und echter Nachfolge von Jesus Christus zu unterscheiden. Ich habe viel Zeit als Besucher in dieser Familie verbracht. Durch einen Freund der Familie und die Geschichte seiner Hinwendung zu Gott fing ich an, ernsthaft über Jesus Christus nachzudenken. Ich verabredete mich mit dem besagten Freund der Familie vier Jahre lang, teilweise zwei bis drei mal wöchentlich, und führte stundenlange

Gespräche über den Glauben. Da ich diesen jungen Mann sehr mochte, war ich bestrebt, ihn zum Islam zu führen, jedoch ohne Erfolg. Das Umgekehrte geschah: Nach vier Jahren hatte Jesus mein Herz um 180° gedreht. Ich nahm Jesus als meinen persönlichen Erlöser an und sagte mich vom Islam los, indem ich Jesus Christus mein Leben übergab. Ich kehrte um zu dem Gott der Bibel, indem ich alle meine Sünden bekannte. Endlich hatte ich Gewissheit, dass Gott mich liebt und auch völlig angenommen hat, eine Sehnsucht, die der Islam bei mir nicht stillen konnte. Durch diese Begegnung mit Jesus habe ich Gott immer besser kennen gelernt. Meine Sehnsucht nach tieferen Begegnungen mit Seiner Liebe wurden von Ihm vollständig gestillt. Ich fing an, über Höhen und Tiefen, große und kleine Fehler, dem Herrn immer mehr zu vertrauen und Ihn mit einer tiefen Hingabe zu lieben. Mit derselben Radikalität, mit der ich versuchte, Allah zu gefallen, bin ich auch heute noch bestrebt, den Herrn von ganzem Herzen zu lieben und Ihm zu dienen. Die größte Befriedigung empfinde ich heute in der Gegenwart Gottes in meiner persönlichen Zeit mit dem Herrn Jesus Christus. Die größte Freude ist, wenn ich heute das Wort Gottes predige und sehe, wie der barmherzige Gott voller Gnade und Wahrheit den Menschen, die Ihn glauben und vertrauen, seine Errettung und Heilung schenkt.

Heute kann ich sagen, dass Jesus wahrhaftig Gottes Sohn und mein über alles geliebter Erlöser ist.

Sie haben nun in diesem Bericht am Beispiel meiner persönlichen Begegnung mit Jesus Christus gesehen, dass es möglich ist, dass Menschen in der Tiefe ihres Herzens verändert werden können – allein durch den Glauben an Jesus.

Mein Gebet ist, dass Gott mit Hilfe dieses Berichtes eine tiefe, niemals endende Beziehung mit Ihnen eingehen kann, die Sie erkennen lässt, dass Jesus Christus Ihr ganz persönlicher Erlöser ist, denn „auch der Sohn des Menschen (Jesus Christus) ist nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen und sein Leben zu geben als Lösegeld für viele“ (Markus 10,45). Jesus hat dieses Lösegeld bezahlt, indem er an unserer Stelle gestorben ist. Wie konnte er dies tun, wenn doch jeder Mensch für seine eigene Sünde verantwortlich ist und keiner für die Sünde anderer bezahlen kann (Sure 6,164)? Er konnte dies tun, weil er, der Sohn Gottes, ohne Sünde war. Jesus war heilig und ohne Schuld und so hing er völlig zu Unrecht am Kreuz, einem Mordinstrument – und doch war es Gott wohl gefällig, weil er dort die Sünde der Welt auf sich genommen hat. Das Kreuz ist jetzt ein Friedens-Zeichen, weil dort die Versöhnung zwischen Gott und den Menschen stattfand! So – und nur so – können Sie ins Paradies (das ist der Himmel) gelangen. Denn der Gott der Bibel ist ein Gott der Liebe und der Gnade und der Vergebung und des Friedens.

Nassim Ben Iman